P. o. gall. 2560 n

Sand

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

20123.

Franz der Champi.

Von

Georges Sand.

Uebersetzt

von

L. Fort.

Pest und Leipzig, 1848.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Lindau'sche Bibliothek

Bayerische Staatsbibliothek München

K. K. Hofbuchdruckerei des L. Sommer (vormals Strauß) in Wien.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorwort.

Ich war mit meinem Freunde R** auf dem Rückwege von einem Spaziergange beim Scheine des Mondes, welcher unsern Weg durch die Felder mit einem schwachen, zweifelhaften Lichte übergoß. Es war ein warmer Herbstabend; der Himmel war mit leichten Wolken bedeckt und die Luft schien von leisen Tönen durchzittert zu werden, als hätten geheimnißvolle, unsichtbare Wesen ihre Herrschaft über die ruhende Natur angetreten. Es ist, als ob beim Herannahen des schweren Winterschlafes jedes Wesen und jedes Ding noch heimliche Anstalten träfe, um den letzten Ueberrest des Lebens und der Bewegung zu genießen, ehe es in den Banden des Frostes erstarrt; und als ob sie die fliehende Zeit betrügen wollten, als ob sie fürchteten, bei den letzten Freuden ihres Festes überrascht und unterbrochen zu werden, treiben sie ohne Geräusch und ohne sichtbare Bewegung ihr nächtliches Wesen. Die Vögel lassen anstatt ihres heiteren Gesanges nur halb erstickte Töne vernehmen; dem unter dem Grase hinkriechenden Insect entschlüpft wohl zuweilen ein halblautes Zirpen, aber es unterbricht sich sogleich und eilt schweigend weiter. Die Pflanzen athmen ihre letzten Wohlgerüche aus, welche um so angenehmer sind, als sie feiner und gleichsam concentrirter zu seyn scheinen. Die gelben Blätter wagen es kaum, unter dem Hauche des Windes zu zittern, und die Heerden weiden still über das Blachfeld, ohne weder ein Geschrei der Freude noch des Streites hören zu lassen.

Wir selbst, mein Freund und ich, schritten mit einer gewissen Vorsicht weiter und ein unwillkürliches Gefühl von Andacht machte uns stumm und aufmerksam auf die milde Schönheit der Natur, auf die zauberhafte Harmonie ihrer letzten Accorde, die in einem unfaßbaren Pianissimo verschwammen. Der Herbst ist ein melancholisches, aber angenehmes Andante, welches vortrefflich auf das feierliche Adagio des Winters vorbereitet.

»Es ist Alles so ruhig,« sagte endlich mein Freund, der, trotz unsers Schweigens meinen Gedanken gefolgt war, wie ich den seinigen folgte, »es scheint Alles in eine Träumerei versunken, die den Arbeiten und Sorgen der Menschen so fremd ist, daß ich mich frage, welchen Ausdruck, welche Farbe, welche Sprache der Kunst oder Poesie der menschliche Verstand in diesem Augenblicke der uns umgebenden Natur beilegen könnte. Und, um Dir den Sinn meiner Bemerkung noch besser zu erklären, ich vergleiche diesen Abend, diesen Himmel, diese Gegend, deren Glanz verlöscht ist und die gleichwohl harmonisch und vollkommen sind, der Seele eines ehrlichen und frommen Landmannes, welcher arbeitet und von seiner Arbeit lebt, welcher das Leben in seiner Weise genießt, ohne Bedürfnisse, ohne den Wunsch und ohne die Mittel zu haben, sein inneres Leben auszusprechen und darzulegen. Ich suche in dieses Geheimniß des natürlichen, ungekünstelten Lebens einzudringen, ich der civilisirte Mensch, der nicht durch den Instinct allein zu genießen weiß, und der fortwährend von dem Wunsche gequält wird, Anderen und sich selbst von seinen Betrachtungen und Anschauungen Rechenschaft zu geben.«

»Und dann,« fuhr mein Freund fort, »grüble ich darüber nach, welche Gemeinschaft mein zu thätiger Verstand mit dem zu wenig thätigen Geiste dieses Naturmenschen haben kann, so wie ich mich eben fragte, was die Malerei, die Musik, die Beschreibung, mit einem Worte die Sprache

der Kunst, der Schönheit dieser Herbstnacht hinzufügen könnte, die sich mir in einer geheimnißvollen Zurückhaltung zeigt, und die mich durchdringt, ohne daß ich weiß, durch welche magische Verbindung es geschieht.«

»Wir wollen sehen,« antwortete ich ihm, »ob ich die Frage richtig verstehe. Diese Octobernacht, dieser farblose Himmel, diese Musik ohne deutliche Melodie, diese Ruhe der Natur, dieser Landmann, der in seiner Einfachheit besser geschaffen ist als wir, um sie zu genießen und sie zu verstehen, ohne sie beschreiben zu können: dies Alles wollen wir zusammennehmen und es das primitive Leben nennen, im Gegensatze zu unserem entwickelten und zusammengesetzten Leben, das ich ein künstliches nenne. Du fragst, welche Gemeinschaft, welche unmittelbare Verbindung zwischen diesen beiden einander entgegengesetzten Arten des Lebens der Wesen und der Dinge, zwischen dem Palast und der Hütte, zwischen dem Künstler und der Schöpfung, zwischen dem Dichter und dem Bauer möglich ist.«

»Ja,« entgegnete er, »und wir wollen noch hinzusetzen: zwischen der Sprache, welche diese Natur, dieses primitive Leben, und der, welche die Kunst, die Wissenschaft, die Kenntniß spricht.«

»Um in der Sprache zu sprechen, welche Du annimmst, antworte ich Dir, daß die Verbindung zwischen der Kenntniß und der sinnlichen Empfindung das Gefühl ist.«

»Und eben nach der Definition dieses Gefühls frage ich Dich und frage mich selbst. Dieses Gefühl ist es, dessen Aeußerung ich mir nicht erklären kann, es ist die Kunst des Künstlers, wenn Du willst, welcher beauftragt ist, diese Offenheit, diese Anmuth, diesen Zauber des primitiven Lebens denen zu erklären, die nur in dem künstlichen leben, und die, erlaube mir dies zu sagen, der Natur und ihren göttlichen Geheimnissen gegenüber die blödsinnigsten Wesen von der Welt sind.«

»Du verlangst nichts Geringeres von mir, als die

Enthüllung des Geheimnisses der Kunst: suche es im Schooße der Gottheit, denn kein Künstler vermag es Dir zu erklären. Er kennt es selbst nicht und ist nicht im Stande, über die Gründe seiner Begeisterung oder seiner Unfähigkeit Rechenschaft zu geben. Wie sollte er es anfangen, das Schöne, das Einfache, das Wahre zu erklären? Ich weiß es nicht. Und wer könnte es uns lehren? Auch die größten Künstler wären es nicht im Stande, denn wenn sie es versuchten, würden sie aufhören Künstler zu seyn, sie würden Kritiker werden, und die Kritik ...«

»Die Kritik,« ergänzte Freund R**, »geht seit Jahrhunderten um das Geheimniß herum, ohne etwas zu verstehen. Aber verzeih, das ist es nicht eigentlich, was ich fragte. Ich gehe in diesem Augenblick noch weiter: ich bezweifle die Macht der Kunst, ich verachte, ich vernichte sie; ich behaupte, daß die Kunst noch nicht geboren worden, daß sie nicht existirt, oder wenn sie gelebt hat, daß ihre Zeit vorüber ist. Sie ist abgenutzt, sie hat keine Formen, keinen Odem mehr; sie ist nicht mehr im Stande, die Schönheit des Wahren zu besingen. Die Natur ist ein Kunstwerk, aber Gott ist der einzige Künstler, den es gibt. Der Mensch ist nur ein Anordner ohne Geschmack. Die Natur ist schön; aus allen ihren Poren entströmt Gefühl, die Liebe, die Jugend, die Schönheit sind unvergänglich in ihr. Aber der Mensch besitzt, um sie auszudrücken, nur unpassende Mittel und unzureichende Kräfte. Es wäre besser, er befaßte sich gar nicht damit, er bliebe stumm und beschränkte sich darauf, sie zu betrachten. Was sagst Du dazu?«

»Es wäre mir recht, ich würde zufrieden damit seyn.«

»Du gehst zu weit, Du gehst zu leicht auf meinen Satz ein. Ich habe ihn aufgestellt, antworte mir.«

»Gut, so erwiedere ich darauf, daß ein Sonnet von Petrarca seine eigenthümliche Schönheit hat, welche eben

so viel werth ist als die Schönheit der Quelle von Vaucluse; daß eine schöne Landschaft von Ruysdael eben so viel Werth hat als die Schönheit des heutigen Abends; daß Mozart in der Sprache der Menschen eben so schön singt als die Nachtigall in der Sprache der Vögel; daß Shakespeare die Leidenschaften und die Gefühle eben so sprechen läßt, wie der primitivste und der natürlichste Mensch sie fühlen kann. Das ist die Kunst, das ist ihre Erziehung, das ist mit einem Worte das Gefühl.«

»Ja, Du kannst Recht haben; aber wenn es mich nun nicht befriedigt? Wenn Du nach dem Ausspruche des Geschmacks und der Aesthetik tausendmal Recht hättest und ich fände die Verse Petrarca's weniger harmonisch als das Donnern des Wasserfalls und so weiter? wenn ich behauptete, daß in dem heutigen Abend ein Zauber liegt, den Niemand mir beschreiben könnte, wenn ich ihn nicht selbst gefühlt hätte, und daß Shakespeare's ganze Leidenschaft kalt ist gegen die, welche ich in den Augen des eifersüchtigen Landmannes glühen sehe, der seine Frau schlägt: was könntest Du mir darauf antworten? Es kommt darauf an, mein Gefühl zu überzeugen. Und wenn es deinen Beispielen entschlüpft, wenn es Deinen Beweisen widerspricht? Die Kunst ist also keine unwiderlegliche Erklärerin und das Gefühl wird selbst durch die beste Definition nicht immer befriedigt.«

»Ich weiß in der That nichts darauf zu antworten, als daß die Kunst eine Erklärung ist, für welche die Natur den Beweis abgibt; daß das vorhandene Factum dieses Beweises immer da ist, um die Erklärung zu bestätigen oder zu widerlegen, und daß man keine richtige Erklärung geben kann, wenn man den Beweis nicht mit Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit prüft.«

»Also könnte die Erklärung des Beweises nicht entbehren; aber könnte der Beweis nicht der Erklärung entbehren?«

»Gott könnte ihrer allerdings entbehren; aber Du, welcher spricht, als wärest Du kein Mensch wie wir, Du würdest, ich wollte darauf wetten, den Beweis nicht verstehen, hättest Du nicht in der Tradition der Kunst die Erklärung unter tausend Gestalten gefunden und wärest Du nicht selbst eine Erklärung, welche stets auf den Beweis hinwirkt.«

»Das ist es eben, worüber ich mich beklage. Ich möchte mich von dieser beständigen Erklärung frei machen, welche mich stört; ich möchte aus meinem Gedächtnisse die Lehren und die Formen der Kunst verwischen; ich möchte niemals an das Gemälde denken, wenn ich eine Landschaft betrachte; nicht an die Musik, wenn ich den Wind höre; nicht an die Poesie, wenn ich das Ganze bewundere und mich daran labe. Ich möchte Alles durch das Gefühl genießen, weil das zirpende Heimchen mir fröhlicher und glücklicher zu seyn scheint als ich.«

»Du beklagst Dich mit einem Worte darüber, ein Mensch zu seyn?«

»Nein, ich beklage mich, daß ich kein primitiver Mensch mehr bin.«

»Es wäre dann noch die Frage, ob dieser genießt, wenn er nichts versteht.«

»Ich glaube nicht, daß er dem Thiere ähnlich ist. Da er ein Mensch geworden, hat er andere Begriffe und Gefühle als das Thier. Aber ich kann mir keinen gemeinen Begriff von seinen Gefühlen machen und das ist es, was mich quält. Ich möchte wenigstens das seyn, was die jetzige Gesellschaft einer großen Anzahl Menschen von der Wiege bis zum Grabe zu seyn erlaubt: ein Landmann, der nicht lesen kann, dem der Himmel ein gutes natürliches Gefühl, einen friedlichen Charakter, ein gutes Gewissen gegeben hat, und ich bilde mir ein, daß ich bei diesem Schlummer nutzloser Kräfte, bei dieser Unkenntniß verderbter Sit-

ten so glücklich seyn würde als der primitive Mensch, den sich Rousseau gedacht hat.«

»Auch ich habe oft diese Idee, und wer hätte sie nicht?«

»Aber sie würde Deinen Schluß nicht bestätigen, denn selbst der einfachste, der unwissendste Landmann ist schon ein Künstler, und ich behaupte sogar, daß seine Kunst höher steht als die unsrige. Es ist eine andere Form, aber sie spricht mehr zu meiner Seele als alle Formen unserer Civilisation. Die Lieder, Erzählungen und Märchen des Volkes schildern in wenigen Worten, was unsere Literatur nur weiter auszuführen und einzukleiden weiß.«

»So habe ich also gesiegt?« sagte mein Freund »Diese Kunst ist die reinste und beste, weil sie ihre Eingebungen mehr durch die Natur erhält, weil sie in unmittelbarer Berührung mit ihr steht. Ich gebe es zu, daß ich die Sache auf die Spitze getrieben habe, aber ich sagte auch, daß ich so zu fühlen wünschte wie der Landmann, und ich nehme mein Wort nicht zurück. Es gibt gewisse bretagnische Klagelieder, welche von Bettlern gedichtet und so viel werth als Göthe und Byron sind, und welche beweisen, daß die Würdigung des Guten und Schönen in diesen einfachen Herzen aufrichtiger und vollkommener gewesen ist als bei den berühmtesten Dichtern. Und die Musik! Haben wir nicht in unsrem Lande die herrlichsten Melodien? Die Malerei besitzen sie nicht, aber sie haben sie in ihrer Sprache, welche hundertmal ausdrucksvoller, kräftiger und logischer ist als die Sprache unserer Literatur.«

»Ich gebe es zu,« entgegnete ich, »und besonders in Bezug auf den letzten Punkt ist es für mich ein Grund zur Verzweiflung, daß ich gezwungen bin, ungefähr in der Sprache der Academie zu schreiben, während ich eine andere viel besser kann, welche so vortrefflich geeignet ist, um in derselben alle Gefühle und Gedanken wiederzugeben.«

»Ja, ja,« erwiederte er, »diese Welt der Unschuld

und der Unwissenheit ist unserer modernen Kunst verschlossen und mit keinem Studium wird es Dir möglich seyn, sie in das Gebiet der civilisirten Kunst und in den intellectuellen Verkehr des künstlichen Lebens einzuführen.«

»Ach!« rief ich aus, »ich habe mich viel damit beschäftigt! Ich habe selbst gesehen und gefühlt mit allen civilisirten Wesen, daß das primitive Leben der Wunsch und das Ideal aller Menschen und aller Zeiten gewesen ist. Von den Schäfern des Longos bis auf die von Trianon ist das Hirtenleben ein duftendes Eden, in welchem die gequälten und vom Geräusche der Welt ermüdeten Seelen ein Asyl gesucht haben. Die Kunst, diese große Schmeichlerin, die so bereitwillig den glücklichen Trost zu spenden sucht, ist durch eine ununterbrochene Reihe von Schäfergedichten gegangen, und ich habe schon oft gewünscht, unter dem Titel: »Geschichte der Schäfergedichte« ein belehrendes und kritisches Werk zu schreiben, in welchem ich alle die verschiedenen Träume von ländlichen Freuden aufführen würde, mit denen sich die höheren Classen so eifrig beschäftigt haben. Ich würde ihre Modificationen verfolgen, welche im umgekehrten Verhältnisse zu dem Verderbniß der Sitten stehen und um so reiner und sentimentaler werden, je verderbter und unsittlicher die menschliche Gesellschaft ist. Ich wünschte, ich könnte dieses Buch bei einem Schriftsteller bestellen, welcher fähiger ist es zu schreiben, als ich, und ich würde es dann mit Vergnügen lesen. Es würde eine vollständige Abhandlung über die Kunst seyn, denn die Musik, die Malerei, die Bildhauerkunst, die Literatur in allen ihren Formen: Theater, Gedicht, Roman, Ekloge, Lied, Moden, Gärten, selbst die Kleidung, auf dies Alles haben jene Hirtenträume eingewirkt. Alle diese Typen des goldenen Zeitalters: die Schäferinnen, welche Nymphen und dann Marquisen sind, die Schäfer, welche unter Ludwig **XV.** gepudertes Haar und seidene Strümpfe trugen und denen erst Sedaine gegen

Ende des Königthums Holzschuhe gab, sind alle mehr oder weniger falsch und erscheinen uns jetzt abgeschmackt und lächerlich. Wir haben sie abgeschafft, wir sehen sie höchstens noch unter der Gestalt von Geistern in der Oper, und doch haben sie die Höfe beherrscht und sind das Entzücken der Könige gewesen, welche Hirtenstab und Tasche von ihnen entlehnt haben.«

»Ich habe oft darüber nachgedacht, warum wir keine Schäfer mehr haben, denn wir sind in der letzten Zeit nicht so sehr für das Wahre passionirt worden, daß unsere Künste und unsere Literatur das Recht bekommen hätten, diese Typen freiwilliger Uebereinkunft mehr zu verachten als die, welche die Mode einführt. Wir halten es jetzt mit der Energie und mit Abscheulichkeiten, und wir behängen diese Leidenschaften mit Zierathen, welche dem Menschen die Haare auf dem Kopfe zu Berge treiben würden, wenn man sie für Ernst halten könnte.«

»Wenn wir keine Hirten mehr haben,« entgegnete mein Freund, »wenn die Literatur nicht mehr dieses falsche Ideal hat, welches eben so viel werth ist als das jetzige, wäre dies nicht ein Versuch, den die Kunst, ohne es zu wissen, macht, um sich zu nivelliren und sich allen Classen der Intelligenz erreichbar zu machen? Zwingt die in die Gesellschaft geworfene Idee der Gleichheit nicht die Kunst, roh und wild zu werden, um die Anlagen und Leidenschaften zu wecken, welche allen Menschen gemein sind, welchem Stande sie angehören mögen. Man hat das Wahre noch nicht erreicht, denn es liegt eben so wenig in der verunstalteten Wirklichkeit, als in dem herausgeputzten Ideal; aber es ist unläugbar, daß man es sucht und wenn man dabei nicht richtig zu Werke geht, so wird man nur um so begieriger es zu finden. Das Theater, die Poesie und der Roman haben den Hirtenstab abgelegt und dafür den Dolch in die Hand genommen, und wenn sie das Leben der Dorfbewohner auf die Scene bringen, so geben sie ihm einen

gewissen Charakter von Wahrheit, welcher den Schäfergedichten der früheren Zeiten fehlte. Aber Poesie ist nicht darin, und das bedaure ich, denn ich sehe noch nicht ein, wie man das ländliche Ideal wieder erheben soll, ohne es entweder zu schminken oder ihm das Gesicht zu schwärzen. Du hast oft daran gedacht, ich weiß es; aber wird es Dir gelingen?«

»Ich kann es nicht hoffen,« antwortete ich, »denn die Form fehlt mir, und das Gefühl, das ich von der ländlichen Einfachheit habe, findet keine Sprache, um sich auszudrücken. Wenn ich den Landmann reden lasse wie er spricht, so muß eine Uebersetzung für den civilisirten Leser gegenüber gesetzt werden, und wenn ich ihn so sprechen lasse wie wir, dann wird ein fabelhaftes Geschöpf daraus, dem man einen Ideengang beilegen muß, den es nicht hat.«

»Und selbst, wenn Du ihn so sprechen ließest, wie Du sprichst, würde Deine Sprache jeden Augenblick einen unangenehmen Contrast hervorbringen: vor diesem Vorwurfe bist Du von meiner Seite nicht sicher. Du schilderst ein Landmädchen, Du nennst sie Marie und legst ihr Worte in den Mund, die sie allenfalls sagen kann. Aber Du, der Romanschreiber, der seinen Lesern das Vergnügen theilen lassen will, das Du bei der Ausmalung dieser Figur empfindest; Du vergleichst sie mit einer Druide, mit einer Johanna von Arc oder wer weiß sonst mit was. Dein Gefühl und Deine Sprache machen mit der ihrigen einen unharmonischen Effect, wie das Begegnen zweier schreienden Farben in einem Gemälde. Die hast seitdem eine bessere Studie in der »Teufelspfütze«*) gemacht; aber ich bin noch nicht zufrieden, der Verfasser zeigt darin noch zu sehr die Ohrspitze. Ich weiß, daß Deine Aufgabe nicht leicht ist, aber Du mußt noch einen Versuch machen, sollte er auch

*) La mare au diable.

mißlingen; die Meisterwerke sind nie etwas Anderes als gelungene Versuche. Tröste Dich, daß Du keine Meisterwerke hervorbringst, wenn Du nur gewissenhafte Versuche machst.«

»Ich bin schon deshalb getröstet, und ich werde anfangen sobald Du willst. Gib mir Rathschläge.«

»Wir sind zum Beispiel gestern in einer Abendgesellschaft von Landleuten gewesen. Der Wirth erzählte Geschichten bis um zwei Uhr und die Magd des Pfarrers unterstützte oder verbesserte ihn. Sie war eine etwas cultivirte Bäuerin, er ein unwissender Bauer, aber mit guten Anlagen, der nach seiner Weise sehr gut zu sprechen wußte. Sie haben uns Beide eine wahre, ziemlich lange Geschichte erzählt, welche ganz klang wie ein ächter Roman. Hast Du sie Dir gemerkt?«

»Allerdings, ich wollte sie Wort für Wort und in ihrer Sprache wiederholen.«

»Aber ihre Sprache macht eine Uebersetzung nöthig; Du mußt französisch schreiben und darfst Dir kein anderes Wort erlauben, wenn es nicht so verständlich ist, daß es für den Leser keiner Anmerkung bedarf.«

»Ich sehe, Du gibst mir eine Arbeit auf, bei der ich den Verstand verlieren kann und an die ich mich niemals gewagt habe, ohne unzufrieden mit mir selbst und von meiner Unfähigkeit überzeugt zu werden.«

»Gleichviel, wage es nur noch einmal. Ich kenne Euch Schriftsteller; Ihr werdet nur warm, wenn Ihr auf Hindernisse stoßet, und was Euch leicht wird, macht Ihr schlecht. — Fange an, erzähle mir die Geschichte vom Champi, aber nicht so, wie wir Beide sie angehört haben. Das war ein Meisterstück von einer Erzählung für unsere an das Landleben gewöhnten Ohren. Erzähle sie mir, als säße zu Deiner Rechten ein Pariser, welcher die moderne Sprache spricht, und zu Deiner Linken ein Landmann, vor dem Du keine Zeile, kein Wort sprechen willst,

das er nicht versteht. Du mußt also klar für den Pariser und ungeschminkt für den Bauer sprechen. Der Eine wird Dir den Vorwurf machen, daß es Deiner Erzählung an Farbe, der Andere, daß es ihr an Eleganz fehlt. Aber ich werde auch der seyn, ich, welcher zu erforschen sucht, wie die Kunst, ohne aufzuhören für Alle Kunst zu seyn, in das Geheimniß der primitiven Einfachheit dringen und dem Geiste den über die Natur verbreiteten Zauber mittheilen kann.«

»Es ist also eine Studie, die wir zusammen machen wollen?«

»Ja, denn ich werde Dich unterstützen, wenn Du stocken solltest.«

»Nun, so wollen wir etwas wagen. Ich beginne; aber vorher erlaube mir, um meine Stimme zu klären, die Scala zu probiren.«

»Was willst Du damit sagen? Ich habe noch nicht gewußt, daß Du Sänger bist.«

»Es ist nur ein Gleichniß. Ehe man eine literarische Arbeit beginnt, glaube ich, muß man sich irgend ein Thema ins Gedächtniß rufen, das uns als Typus dient und unsern Geist in die verlangte Stimmung versetzt. Um mich daher auf das, was Du verlangst, vorzubereiten, muß ich Dir die Geschichte von Boisquet's Hunde erzählen, welche nicht lang ist und die ich auswendig weiß.«

»Was ist das? ich entsinne mich nicht.«

»Es ist ein Stück für meine Stimme, von Charles Nodier geschrieben, welcher die seinige auf alle mögliche Art versuchte; ein großer Künstler, nach meinen Begriffen, dem nicht der ganze Ruhm zu Theil geworden ist, den er verdiente, weil er unter der großen Zahl seiner Versuche mehr schlecht als gut gemacht hat. Wenn aber Jemand nur zwei oder drei Meisterwerke hervorgebracht hat, so kurz sie auch seyn mögen, so muß man ihn bekränzen und ihm seine Mißgriffe verzeihen. Höre mich an, die Geschichte von Boisquet's Hund ist folgende:«

Ich erzählte meinem Freunde die Geschichte von Bichanne, die ihn bis zu Thränen rührte und die er für ein wirkliches Meisterwerk in der Genremalerei erklärte.

»Ich sollte den Muth verlieren, wenn ich an das denke, was ich auf mich genommen habe,« sagte ich, »denn diese Odyssee von Boisquet's armem Hunde, welche keine fünf Minuten gedauert, hat keinen Makel, nicht den Schatten eines Fleckens; sie ist ein reiner, von dem ersten Meister der Welt geschnittener Diamant, denn Nodier ist wirklich ein Steinschneider in der Literatur. Ich besitze keine Kenntniß und muß daher das Gefühl in Anspruch nehmen. Und dann kann ich nicht versprechen, kurz zu seyn, und ich weiß im voraus, daß die erste Eigenschaft einer guten Arbeit, die Kürze und Bündigkeit, der meinigen fehlen wird.«

»Fange nur an,« erwiderte mein Freund, dem meine Bedenklichkeiten langweilig wurden.

»Also die Geschichte von Franz dem Champi,« sagte ich. »Es bleibt dabei; ich muß mich des Anfangs zu erinnern suchen, um nichts daran zu ändern. Es war Monika, die alte Magd des Pfarrers, welche die Geschichte aufs Tapet brachte.«

»Noch eins,« fiel mein strenger Zuhörer ein, »in Bezug auf den Titel; Champi ist kein französisches Wort.«

»Da bitte ich um Verzeihung,« erwiederte ich. »Das Dictionnär der Academie erklärt es für alt, aber Montaigne gebraucht es, und ich will nicht französischer seyn als die großen Schriftsteller, welche die Sprache gebildet haben. Ich werde also meine Erzählung nicht Franz das Findelkind oder Franz der Bastard nennen, sondern Franz der Champi, das heißt: das ausgesetzte, von seinen Eltern verlassene Kind, wie man sich sonst ausdrückte und noch jetzt sagt.«

I.

Eines Morgens, als Magdalena Blanchet, die junge Frau des Müllers von Cormoner, auf ihre Wiese ging, um am Brunnen zu waschen, fand sie bei demselben einen kleinen Knaben, welcher mit dem Stroh spielte, das den Wäscherinnen als Kniekissen diente. Als sie den Knaben ansah, wunderte sie sich, ihn nicht zu kennen; denn es gab hier keine belebte Straße, und man sieht daher Niemand als die Leute aus dem Orte.

»Wer bist Du denn, mein Sohn?« fragte sie den Knaben, der sie zutraulich anblickte, der aber ihre Frage nicht zu verstehen schien. »Wie heißt Du?« wiederholte sie, indem sie ihn neben sich setzen ließ und niederkniete, um ihre Arbeit zu beginnen.

»Franz,« antwortete das Kind.

»Und wie weiter?«

»Wie weiter?« wiederholte der Kleine mit einem einfältigen Gesicht.

»Wem gehörst Du an?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du weißt nicht wie Dein Vater heißt?«

»Ich habe keinen.«

»Er ist also gestorben?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und Deine Mutter?«

»Sie ist dort,« antwortete der Knabe, indem er nach einem sehr ärmlichen Häuschen zeigte, das zwei Flintenschüsse von der Mühle entfernt lag und dessen Strohdach man durch die Weiden sah.

»Ganz recht,« sagte Magdalena; »es ist die Frau, welche gestern Abend eingezogen ist?«

»Ja,« erwiederte das Kind.

»Ihr wohntet vorher in Mers?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du scheinst nicht viel zu wissen, mein Sohn. Aber den Namen Deiner Mutter weißt Du doch?«

»Ja, sie heißt die Sabelle.«

»Isabelle? hat sie weiter keinen Namen?«

»Nein.«

»Deine Kenntnisse werden Dir den Kopf nicht zersprengen,« sagte Magdalena lächelnd und indem sie ihre Wäsche zu klopfen begann.

»Was sagt Ihr?« fragte der kleine Franz.

Magdalena betrachtete ihn wieder; es war ein hübscher Junge, der besonders ein Paar herrliche Augen hatte.

»Es ist Schade,« dachte sie, »daß er so dumm ist. Wie alt bist Du denn?« fragte sie ihn; »das weißt Du wohl auch nicht?«

Er wußte es wirklich so wenig als etwas Anderes. Er gab sich Mühe, etwas zu antworten, denn er schämte sich vielleicht, daß ihn die Müllerin für dumm erklärte, und brachte endlich die kluge Antwort heraus:

»Zwei Jahre.«

»Du bist ein kleines Schaf,« sagte Magdalena, ohne ihn anzublicken; »man hat Dich aber auch gar nichts gelehrt, mein Sohn! Nach Deiner Größe mußt Du wenigstens sechs Jahre alt seyn, aber Deinem Verstande nach kaum zwei.«

»Vielleicht,« erwiederte Franz. Dann schien er sich Mühe zu geben, sich aus der Erstarrung seines beschränkten Geistes aufzurütteln und fuhr fort: »Ihr wolltet wissen, wie ich heiße? Ich heiße Franz der Champi.«

»Ach, ich verstehe,« rief Magdalena, indem sie einen mitleidigen Blick auf ihn warf, und sie wunderte sich nicht mehr, den hübschen Knaben so unsauber, zerlumpt und so geistig vernachlässigt zu sehen.

»Du hast ja gar nichts auf dem Leibe,« sagte sie, »und es ist nicht warm. Du frierst gewiß?«

»Ich weiß es nicht,« antwortete der arme Junge, der so sehr an das Leiden gewöhnt war, daß er es nicht mehr fühlte.

Magdalena seufzte. Sie dachte an ihren kleinen Johannes, der nur ein Jahr alt war und daheim in seinem warmen Bettchen schlief, von der Großmutter beaufsichtigt, während dieses arme verwaiste Kind ganz allein am Brunnen saß und fror, und nur durch die gütige Vorsehung beschützt wurde, daß er nicht hineinfiel und ertrank; denn er war einfältig genug, um nicht zu wissen, daß man ertrinkt, wenn man ins Wasser fällt.

Magdalena, die ein gutes Herz hatte, ergriff den Arm des Knaben, und fühlte daß er heiß war, obgleich ihn zuweilen ein Schauer überlief und sein hübsches Gesicht ganz blaß aussah.

»Du bist krank,« sagte sie zu ihm.

»Ich weiß es nicht,« antwortete Franz, der wirklich Fieber hatte.

Magdalena nahm das Mäntelchen, das ihre Schultern bedeckte, und hüllte den Knaben hinein, der es geschehen ließ, ohne weder Verwunderung noch Freude darüber zu zeigen. Dann nahm sie das ganze Stroh unter ihren Knien weg und machte ihm davon ein Lager, auf dem er sehr bald einschlief, während Magdalena fortfuhr, die Wäsche ihres kleinen Johannes zu waschen, wobei sie möglichst eilte; denn sie stillte ihr Kind, und wollte daher nicht lange von ihm wegbleiben.

Als sie ihre Arbeit beendigt hatte, war die nasse Wäsche doppelt so schwer als vorher und sie konnte nicht Alles

fortbringen. Sie ließ daher den Schlägel und die Hälfte der Wäsche am Brunnen liegen und nahm sich vor, den Champi zu wecken, wenn sie zurückkommen würde; dann ging sie mit ihrer Last nach Hause. Magdalena war weder groß noch stark. Sie war jedoch eine sehr hübsche, muntere Frau und war bekannt wegen ihres sanften Charakters und ihres natürlichen Verstandes.

Als sie in ihr Haus treten wollte, hörte sie hinter sich auf dem Stege über das Mühlwehr das Klappern von Holzschuhen, das ihr nachkam, und als sie sich umwendete, sah sie den Champi, der sie eingeholt hatte und ihr den Schlägel, die Seife, den Rest der Wäsche und das Tuch brachte.

»Sieh da,« sagte sie zu ihm, indem sie ihn auf die Schulter klopfte, »Du bist nicht so dumm, als ich glaubte, denn Du bist dienstfertig, und wer ein gutes Herz hat, ist niemals einfältig. Der arme Junge! er trägt schwerer, als er selbst wiegt! Seht Mutter,« sagte sie zu der alten Müllerin, die ihr mit ihrem freundlichen, munteren Kinde entgegenkam, »da ist ein armer Champi, welche krank zu seyn scheint. Ihr versteht Euch auf das Fieber, könnt Ihr ihm nicht etwas geben?«

»Das ist die Hungerkrankheit,« antwortete die Alte, indem sie den Knaben ansah. »Eine gute Suppe ist das Beste dagegen, aber die hat er nicht. Es ist der Champi der Frau, welche gestern eingezogen ist und von Deinem Manne das Häuschen gemiethet hat. Sie scheint sehr arm zu seyn und mit der Bezahlung wird es Noth haben.«

Magdalena antwortete nichts. Sie wußte, daß ihre Schwiegermutter und ihr Mann nicht sehr mitleidig waren, und das Geld mehr liebten als einen Nebenmenschen. Sie reichte ihrem Kinde die Brust und als die Alte hinausgegangen war, um nach ihren Gänsen zu sehen, nahm sie Franz an die Hand, den kleinen Johannes auf den Arm und machte sich auf den Weg zur Sabelle.

Die Sabelle, welche eigentlich Isabella Bigot hieß, war eine unverheiratete Person von fünfzig Jahren und so gutherzig gegen Andere, als man nur seyn kann, wenn man nichts hat und immer sorgen muß, daß man nur das armselige Leben durchbringt. Sie hatte Franz als kleines Kind von einer Frau übernommen, die ihn aufgezogen hatte und gestorben war, und hatte ihn seitdem erzogen, weil sie alle Monate ein kleines Ziehgeld für ihn bekam und er ihr mit der Zeit in der Wirthschaft zur Hand gehen sollte. Aber sie hatte ihr Vieh verloren und wollte sich erst anderes auf Credit anschaffen, sobald sie könnte, denn sie lebte nur von einigen Schafen und einem Dutzend Hühner, und diese letzteren suchten sich ihre Nahrung im Dorfe und auf den benachbarten Feldern. Sie wollte den kleinen Franz, bis er zum Abendmahle gehen würde, dazu verwenden, daß er diese kleine Heerde an den Wegrändern weiden ließ; dann wollte sie ihn als Schweinehirt oder als Kleinknecht zu vermiethen suchen, und sie hoffte, daß er, wenn er gut blieb, seiner Pflegemutter einen Theil seines Lohnes geben würde.

Es war der Tag nach Martini und die Sabelle war von Mers weggezogen, wo sie ihre letzte Ziege als Zahlung für den schuldigen Miethzins hatte zurücklassen müssen. Sie hatte sich in dem zu der Mühle von Cormoner gehörenden kleinen Häuschen eingemiethet und hatte als Sicherheit kein anderes Hausgeräthe mitgebracht als eine Bettstelle, zwei Stühle, einen Schrank und einiges Küchengeschirr. Aber das Haus war in so schlechtem Zustande, so schlecht verwahrt und überhaupt so armselig, daß dem Müller nichts übrig geblieben wäre, als es leer stehen zu lassen, wenn er nicht arme Leute einnehmen wollte, die ihn vielleicht nicht bezahlten.

Magdalena ließ sich mit Isabellen in ein Gespräch ein und sah bald, daß sie keine schlechte Frau war, daß sie gewiß alles Mögliche thun werde, um den Mieth-

zins zu bezahlen, und daß es ihr auch nicht an Liebe zu ihrem Champi fehlte. Aber sie hatte sich daran gewöhnt, ihn leiden zu sehen, während sie selbst litt, und die Theilnahme, welche die reiche Müllerin an dem armen Knaben zeigte, verursachte ihr anfangs mehr Erstaunen als Freude.

Als sie sich endlich von ihrer Ueberraschung erholt hatte und einsah, daß Magdalena nicht kam, um einen Dienst von ihr zu verlangen, sondern um ihr gefällig zu seyn, bekam sie mehr Vertrauen zu ihr, erzählte ihr ausführlich ihre Lebensgeschichte, welche der aller Armen glich, und dankte ihr herzlich für ihre Theilnahme. Magdalena gab ihr das Versprechen, sie werde ihr Möglichstes thun, um sie zu unterstützen; allein sie bat sie, keinem Menschen etwas davon zu sagen, indem sie ihr gestand, daß sie ihr nur heimlich etwas zufließen lassen könne, da sie nicht Herrin in ihrem Hause sey.

Sie machte den Anfang damit, der Sabelle ihr Mäntelchen zu geben; allein diese mußte ihr versprechen, es noch an dem nämlichen Abende zu zerschneiden und dem Champi einen Anzug davon zu machen, aber die Stücke vorher Niemanden sehen zu lassen. Sie sah wohl, daß Sabelle dies nur ungern versprach, und daß sie das Mäntelchen lieber für sich selbst benützt hätte. Magdalena mußte ihr sagen, daß sie nie wieder etwas für sie thun würde, wenn sie in drei Tagen den Champi nicht besser bekleidet sähe.«

»Glaubt Ihr denn,« setzte sie hinzu, »daß meine Schwiegermutter, welche auf Alles sieht, mein Mäntelchen nicht erkennen würde, wenn sie sähe, daß Ihr es traget? Ihr werdet mir doch gewiß keinen Verdruß machen wollen. Bedenket, daß ich Euch noch sonst unterstützen kann, wenn Ihr in diesen Dingen verschwiegen seyd. Und dann will ich Euch noch sagen, daß Euer Champi Fie=

der hat, und daß er sterben wird, wenn Ihr ihn nicht in Acht nehmet.«

»Meint Ihr?« erwiederte Sabelle; »das würde mir nicht lieb seyn, denn er ist ein so gutes Kind, als man selten findet; er ist immer zufrieden und so folgsam, als wäre er mein eigenes Kind, während andere Champi's gewöhnlich ungezogen und bösartig sind und nichts als dumme Streiche machen.«

»Weil sie gewöhnlich schlecht behandelt und halsstärrig gemacht werden. Seyd versichert, daß der Eurige nur deshalb gut ist, weil Ihr gut gegen ihn seyd.«

»Das ist wahr, die Kinder haben mehr Einsicht als man glaubt. Dieser ist gar nicht ungezogen und weiß sich immer nützlich zn machen. Als ich im vorigen Jahre einmal krank war, hat er mich gepflegt wie ein Erwachsener, obgleich er nicht älter als fünf Jahre war.«

»Wißt Ihr was,« sagte die Müllerin, »schickt ihn alle Morgen und Abende zu mir, wenn ich meinem Kinde seine Suppe gebe; ich werde eine reichliche Portion kochen und er kann das Uebrige essen, darauf achtet Niemand.«

»Ach, ich unterstehe mich nicht, ihn zu Euch zu bringen, und er selbst wird nie so klug seyn, die rechte Zeit zu wissen.«

»Ich will Euch etwas sagen: wenn die Suppe fertig ist, werde ich meinen Spinnrocken auf den Mühlsteg setzen; Ihr könnt ihn ganz gut von hier aus sehen. Ihr schickt dann den Knaben mit einem Holzschuh in der Hand, als wollte er sich Feuer holen, und da er sich an meiner Suppe satt ißt, behaltet Ihr die Eurige für Euch. Ihr werdet Euch dabei alle Beide besser befinden.«

»Es ist wahr, ich sehe, daß Ihr eine verständige Frau seyd, und es ist ein Glück für mich, daß ich hierher gekommen bin. Man hat mir vor Eurem Manne sehr Angst gemacht, der hart und rauh seyn soll, und hätte

ich anderwärts ein Unterkommen gefunden, so würde ich sein Haus nicht gemiethet haben, das in sehr schlechtem Zustande ist, und wofür er sich viel zu viel bezahlen läßt. Ich sehe, daß Ihr gut gegen den Armen seyd und daß Ihr mir beistehen werdet, meinen Champi zu erziehen. Ach, wenn ihn doch die gute Suppe vom Fieber befreite! es würde mir sehr weh thun, wenn ich das Kind verlieren sollte. Es ist nur eine kleine Einnahme, was ich für ihn aus der Armenanstalt bekomme, und sie geht ganz für seinen Unterhalt auf. Aber ich liebe ihn wie mein eigenes Kind, weil ich sehe, daß er gut ist und daß er mir später beistehen wird. Er ist auch schon recht kräftig für sein Alter und wird bald arbeiten können.

So wurde Franz der Champi mit Hilfe der Unterstützung der gutherzigen Müllerin erzogen. Er erlangte bald seine Gesundheit wieder, denn er hatte eine eiserne Natur, und es gab keine wohlhabende Familie in der Gegend, die sich nicht einen so munteren und kräftigen Knaben gewünscht hätte. Dabei war er muthig wie ein Mann; er schwamm wie ein Fisch im Flusse herum, bis fast unter das Mühlrad, und fürchtete sich weder vor Wasser noch vor Feuer. Er sprang auf die wildesten Füllen und ritt sie auf die Wiese, ohne ihnen nur einen Strick um die Nase zu legen; er bearbeitete sie mit den Fersen, daß sie gerade aus gehen mußten, und hielt sich an der Mähne an, wenn er mit ihnen über die Gräben sprang. Und das Alles that er mit der größten Ruhe, ohne viel Redens zu machen und ohne seine etwas schläfrige Miene abzulegen.

Wegen dieses schläfrigen Aussehens hielt man ihn für dumm; aber wenn es galt, ein Elsternnest auf der Spitze der höchsten Pappel auszunehmen, oder eine verlaufene Kuh zurückzuholen oder auch eine Drossel mit einem Steinwurfe zu erlegen, dann gab es keinen beherzteren, gewandteren und seiner Sache gewisseren Knaben als ihn. Die anderen Kinder hielten es für die Wirkung eines gu-

ten Zaubers, der, wie man sagt, den Champi's auf dieser Welt zu Theil wird, und sie ließen ihm bei jedem gefährlichen Zeitvertreibe den Vorrang.

»Der wird niemals zu Schaden kommen,« sagten sie, »denn er ist ein Champi. Das gute Getreide erfriert, wenn es zu kalt wird, aber das Unkraut verdirbt nicht.«

Zwei Jahre lang ging Alles gut. Die Sabelle schaffte sich nach und nach einiges Vieh an, ohne daß man wußte, woher sie es nahm. Sie leistete in der Mühle manche kleine Dienste und brachte den Müller, Cadet Blanchet, dahin, daß er das Dach ihres Häuschens, durch welches überall das Wasser eindrang, ein wenig repariren ließ. Sie konnte sich und ihren Champi etwas besser kleiden, und sie schien nicht mehr in so dürftigen Umständen zu seyn als bei ihrer Ankunft im Dorfe. Magdalenens Schwiegermutter machte wohl einige bittere Bemerkungen, wenn sie hin und wieder ein Kleidungsstück vermißte und daß so viel Brot im Hause gegessen wurde. Einmal sah sich Magdalena sogar genöthigt, sich selbst anzuklagen, um keinen Verdacht auf die Sabelle kommen zu lassen; aber gegen das Erwarten der Mutter wurde der Müller fast gar nicht böse darüber und schien sogar ein Auge zudrücken zu wollen.

Der Grund dieser Nachsicht war, daß Cadet Blanchet seine Frau noch liebte. Magdalena war hübsch und durchaus nicht kokett, das rühmte Jedermann an ihr; seine Wirthschaft und sein Gewerbe waren im besten Gang, und da er zu den Leuten gehörte, welche nur unverträglich werden, wenn sie zurückzukommen fürchten, so war er freundlicher gegen Magdalena, als man es von ihm erwartet hätte. Dadurch wurde die Mutter Blanchet ein wenig neidisch und sie rächte sich dafür durch kleine Quälereien, welche Magdalena ruhig ertrug und ohne sich gegen ihren Mann deshalb zu beklagen.

Dies war allerdings das beste Mittel, welches Magdalena dagegen anwenden konnte, und es gab in dieser Beziehung keine geduldigere und verständigere Frau als sie. Aber man sagt, daß die Wirkung der Gutherzigkeit sich schneller abnützt als die der Bosheit, und es kam ein Tag, wo Magdalena wegen der Wohlthaten, die sie der armen Frau erzeigte, nachdrücklich zur Rede gestellt und gescholten wurde.

Es war ein schlimmes Jahr; das Getreide war verhagelt und der ausgetretene Fluß hatte das Heu verdorben. Cadet Blanchet war übler Laune und als er eines Tages mit einem Bekannten, der vor kurzem ein sehr hübsches Mädchen geheiratet hatte, vom Markte nach Haus ging, sagte dieser zu ihm:

»Uebrigens hast Du Dich zu Deiner Zeit auch nicht beklagen können, denn Deine Magdalena war ebenfalls nicht häßlich.«

»Was willst Du denn damit sagen, daß Du von meiner Zeit sprichst und daß Magdalena nicht häßlich war? Sind wir Beide denn alt? Magdalena ist noch nicht zwanzig Jahre alt und ich sehe nicht, daß sie häßlich geworden ist.«

»O nein, das sage ich nicht; Magdalena ist gewiß noch recht hübsch. Aber wenn eine Frau so jung heiratet, dann muß sie darauf rechnen, daß es mit der Schönheit bald vorüber ist, besonders wenn sie ein Kind bekommt. Ueberdies war Deine Frau vom Haus aus schwächlich, auch hat sie schon recht abgenommen und ihr gutes Aussehen verloren. Sie ist doch nicht etwa krank?«

»Daß ich nicht wüßte. Warum fragst Du denn das?«

»Ich weiß es selbst nicht. Ich bemerke nur, daß sie nicht heiter ist, als wäre sie unwohl oder als hätte sie Verdruß. Ach, die Weiber dauern nur einen Augenblick, wie die Weinblüte! Ich muß auch erwarten, daß die meinige bald ein langes Gesicht und eine ernsthafte Miene machen

wird. So sind wir Männer; so lange unsere Weiber uns noch Gelegenheit zur Eifersucht geben, sind wir in sie verliebt. Wir werden dann böse, wir zanken und schlagen sie auch wohl. Das kränkt sie, sie weinen, bleiben zu Haus, fürchten sich vor uns und lieben uns nicht mehr. Das ist uns gleichgiltig, denn wir sind die Herren im Hause. Aber es fällt uns einmal bei, daß wohl nur deshalb Niemand mehr nach unserer Frau sieht, weil sie häßlich geworden ist, und dann lieben wir sie nicht mehr und sehen uns selbst nach anderen um. Gute Nacht, Freund Blanchet; Du hast meine Frau heute ein wenig zu sehr umarmt: ich habe es wohl gesehen, aber ich habe nichts gesagt. Auch bleiben wir deshalb gute Freunde; aber ich werde mich bemühen, daß meine Frau nicht so traurig wird wie die Deinige, denn ich kenne mich: wenn ich eifersüchtig werde, bin ich schon schlimm genug, aber ich würde wahrscheinlich noch viel schlimmer seyn, wenn ich nicht mehr eifersüchtig auf sie werden könnte.«

Eine gute Lehre bleibt nicht ohne Wirkung; aber Cadet Blanchet besaß, obgleich es ihm nicht an Verstand fehlte, zu viel Stolz, um sanftmüthig zu seyn. Er trat mit zornigem Blicke und trotziger Miene in seine Wohnstube und betrachtete Magdalena, als hätte er sie seit langer Zeit nicht gesehen. Er bemerkte, daß sie blaß und verändert war und fragte sie in so hartem Tone, ob sie krank sey, daß sie noch bläßer wurde und mit schwacher Stimme antwortete, sie befinde sich wohl. Darüber wurde er bös, Gott weiß warum, und setzte sich an den Tisch, mit dem Entschluß, über irgend Jemand seinen Verdruß ausbrechen zu lassen. Die Gelegenheit fand sich bald. Das Gespräch kam auf die Theurung des Getreides und Blanchet's Mutter machte die Bemerkung, was sie jeden Abend that, daß zu viel Brod gegessen werde. Magdalena sprach kein Wort. Blanchet wollte sie für die Verschwendung verantwortlich machen, und die Alte erklärte, sie

habe diesen Morgen gesehen, daß der Champi ein halbes Brot mitgenommen habe. Magdalena hätte darauf antworten und ihr Recht behaupten sollen, aber sie wußte nichts zu thun, als zu weinen. Blanchet dachte an das was sein Freund ihm gesagt hatte und wurde dadurch nur um so bitterer, so daß er von diesem Tage an, erkläre es sich wer es kann, seine Frau nicht mehr liebte und sie unglücklich machte.

II.

Blanchet machte seine arme Frau unglücklich, und da er sie noch nie recht glücklich gemacht hatte, war der häusliche Friede völlig vernichtet. Sie hatte sich mit sechzehn Jahren an diesen rohen Menschen verheiraten lassen, welcher gegen Niemand zärtlich war, des Sonntags viel trank, dann den ganzen Montag zankte, den Dinstag verdrießlich war und die übrigen Tage der Woche wie ein Pferd arbeitete, um die verlorene Zeit wieder einzubringen; denn er war geizig. Er hatte also nie Zeit, an seine Frau zu denken. Am besten war er des Sonnabends, weil er dann seine Arbeit beendigt hatte und schon an die Freuden des Sonntags dachte. Aber ein einziger freundlicher Tag in der Woche ist nicht genug, und Magdalenen machte es um so weniger Freude, ihn heiter zu sehen, als sie wußte, daß er den folgenden Abend zornglühend nach Hause kam.

Da sie aber jung und schön und dabei so sanft war, daß man ihr unmöglich lange zürnen konnte, so gab es wohl Stunden, wo er ihr Gerechtigkeit widerfahren ließ, und indem er ihre Hand ergriff, freundlich zu ihr sagte:

»Es gibt doch keine bessere Frau als Dich, Magdalena und ich glaube, Du bist ganz besonders für mich geschaffen. Hätte ich ein leichtsinniges Weib geheiratet, wie

es so viele gibt, so glaube ich, ich hätte sie todtgeschlagen oder ich hätte mich unter das Mühlrad gestürzt. Aber ich sehe ein, wie brav und arbeitsam Du bist und daß Du nicht mit Golde aufgewogen werden kannst.«

Als aber seine Liebe erkaltet war, was im vierten Jahre seiner Ehe eintrat, hatte er kein freundliches Wort mehr für sie und es verdroß ihn, daß sie auf alle Vorwürfe, die er ihr machte, nichts antwortete. Was hätte sie auch antworten sollen? Sie fühlte, daß ihr Mann ungerecht gegen sie wär und sie wollte ihm deshalb keinen Vorwurf machen, denn sie hielt es für ihre Pflicht, den Gebieter zu respectiren, den sie nie hatte lieben können.

Die Schwiegermutter freute sich, als sie sah, daß ihr Sohn wieder Herr im Hause wurde, wie sie sich ausdrückte; als ob er jemals vergessen gehabt, es zu seyn und es fühlen zu lassen. Sie haßte ihre Schwiegertochter, weil sie einsah, daß diese besser war als sie. Da sie nicht wußte, was sie ihr vorwerfen sollte, so machte sie es ihr zum Verbrechen, daß sie schwächlich war, daß sie den ganzen Winter hustete und nur das eine Kind bekam. Sie verachtete sie deshalb und auch weil sie lesen und schreiben konnte, weil sie sich des Sonntags in den Garten setzte und in einem Gebetbuche las, anstatt mit ihr und den Nachbarinnen zu klatschen und über die Leute herzuziehen.

Magdalena hatte ihre Seele dem lieben Gott empfohlen, und da sie wußte, daß ihre Klagen unnütz seyn würden, so trug sie ihre Leiden in der Stille, als ob sie sie verdient hätte. Sie hatte ihren Blick von der Erde abgewendet und dachte oft an das Paradies, als ob ihr der Tod willkommen wäre. Indessen sorgte sie für die Gesundheit und sprach sich Muth ein, weil sie fühlte, wie unglücklich ihr Kind ohne sie seyn würde und sie unterwarf sich Allem, gestärkt von der mütterlichen Liebe.

Sie fühlte keine große Freundschaft für Isabellen, aber sie war ihr doch ein wenig gewogen, weil diese Frau,

welche halb gut und halb eigennützig war, fortdauernd nach besten Kräften für den armen Champi sorgte; denn da sie sah, wie schlecht Diejenigen werden, welche nur an sich selbst denken, so achtete sie nur die, welche auch ein wenig an Andere denken. Da sie aber die Einzige in ihrem Orte war, welche nicht die geringste Sorge um sich selbst hatte, sah sie sich bald verlassen und fühlte sich gedrückt, ohne sich den Grund ihres Verdrußes erklären zu können.

Nach und nach bemerkte sie jedoch, daß der Champi, welcher das zehnte Jahr erreicht hatte, eben so zu denken begann als sie. Wenn ich sage denken, so muß man glauben, daß sie ihn nach seiner Handlungsweise beurtheilte; denn der arme Knabe zeigte wenig mehr Verstand in seinen Worten, als an dem Tage, an welchem sie ihn das erste Mal gesehen hatte. Er wußte kein Wort zu sprechen, und wenn man sich mit ihm unterhalten wollte, schwieg er schon nach den ersten Worten, denn er hatte von nichts in der Welt einen Begriff. Aber wenn er irgend wohin laufen sollte, um Jemanden einen Dienst zu leisten, war er stets bereit, und besonders wenn es für Magdalenen war, lief er schon ehe sie etwas sagte. Nach seiner Miene hätte man geglaubt, daß er gar nicht verstanden hätte wovon die Rede war, aber er führte den Auftrag so schnell und so gut aus, daß sie selbst darüber erstaunte.

Eines Tages als er den kleinen Johannes auf dem Arme hatte und sich von ihm an den Haaren ziehen ließ, um dem Kinde ein Vergnügen zu machen, nahm es ihm Magdalena mit einem leisen Gefühle von Unzufriedenheit ab und sagte fast unwillkürlich zu ihm:

»Wenn Du schon jetzt anfängst, von Anderen Alles zu dulden, Franz, dann weißt Du nicht, wie weit sie gehen werden.«

Und zu ihrem großen Erstaunen antwortete ihr der Knabe:

»Ich will lieber das Unrecht erdulden als es thun.«

Verwundert blickte Magdalena dem Champi ins Gesicht. Es lag etwas in den Augen dieses Kindes, das sie noch nie gesehen hatte, selbst nicht in denen der verständigsten Menschen; etwas so Gutes und zugleich so Bestimmtes, daß es ihr ganz unbegreiflich schien. Sie setzte sich mit ihrem Kinde im Schooße auf den Rasen und ließ den Champi neben sich setzen, ohne ein Wort zu ihm zu sagen. Sie konnte sich selbst nicht erklären, warum sie sich gleichsam schämte und sich Vorwürfe machte, den Knaben wegen seiner Einfalt verspottet zu haben. Sie hatte es zwar immer mit Sanftmuth gethan und vielleicht hatte sie ihn im Herzen wegen der Beschränktheit seines Geistes bedauert und ihn nur um so mehr geliebt; aber in diesem Augenblicke bildete sie sich ein, er habe ihren Spott immer verstanden und sich dadurch gekränkt gefühlt, ohne darauf antworten zu können.

Sie vergaß jedoch diesen kleinen Vorfall, denn ihr Mann, der sich an eine leichtsinnige Dirne in der Nähe gehäng hatte, fing an, sie mit Verachtung zu behandeln, und verbot ihr, der Sabelle und ihrem Knaben zu erlauben, daß sie sich wieder in der Mühle blicken ließen. Jetzt dachte Magdalena nur auf Mittel, sie noch heimlicher zu unterstützen. Sie benachrichtigte Isabellen davon und sagte ihr, daß sie sich eine Zeit lang stellen werde, als denke sie nicht mehr an sie.

Aber die Sabelle fürchtete sich sehr vor dem Müller, und sie war nicht wie Magdalena eine Frau, welche aus Liebe zu ihrem Nächsten Alles ertragen konnte. Sie überlegte, daß der Müller, welcher Herr im Hause war, ihr leicht die Wohnung aufkündigen oder eine höhere Miethe von ihr verlangen könnte, was Magdalena nicht zu verhindern im Stande wäre. Sie bedachte auch, daß sie sich mit der Mutter Blanchet auf einen guten Fuß stellen würde, wenn sie sich unterwürfig gegen sie zeigte, und daß ihr die Freundschaft derselben von größe-

rem Nutzen seyn würde als die der jungen Frau. Sie ging daher einmal zu der alten Müllerin und versicherte ihr, daß sie nur ungern und nur aus Rücksicht auf den Champi die Unterstützung ihrer Schwiegertochter angenommen habe, da es ihr zu schwer werde, den Knaben zu erhalten. Die Alte haßte den Champi schon deshalb, weil Magdalena sich für ihn interessirte. Sie rieth Isabellen, sich den Knaben vom Halse zu schaffen, und versprach ihr dagegen, ihren Sohn dahin zu bringen, daß er ihr einen halbjährlichen Credit für den Miethzins bewilligte. Es war eben wieder der Tag nach Martini und Isabella hatte kein Geld, denn es war ein schlechtes Jahr gewesen; Magdalena aber wurde seit einiger Zeit so genau bewacht, daß sie ihr nichts geben konnte. Die Sabelle faßte daher einen Entschluß und versprach der Alten, daß sie den Champi den folgenden Tag an die Armenanstalt zurückgeben wolle.

Aber kaum hatte sie dieses Versprechen gegeben, so bereute sie es auch schon, und als sie den kleinen Franz ruhig auf seinem schlechten Lager schlafen sah, wurde ihr das Herz so schwer, als wolle sie eine Todsünde begehen. Sie schlief kaum während der Nacht, aber noch vor Tagesanbruch trat die Mutter Blanchet in ihre Stube und sagte zu ihr:

»Steht auf, Sabella, Ihr habt versprochen und müßt Euer Wort halten. Wenn Ihr wartet bis meine Tochter mit Euch gesprochen hat, dann weiß ich schon, daß Ihr es nicht thun werdet. Aber Ihr müßt den Jungen fortschaffen, in seinem Interesse wie in Eurem eigenen. Mein Sohn kann ihn nicht leiden wegen seiner Dummheit und wegen seiner Naschhaftigkeit; meine Tochter hat ihn zu sehr verwöhnt, und ich bin überzeugt, daß er schon stiehlt. Das thun alle Champis von Haus aus, und es ist eine Thorheit, sich auf diese Leute zu verlassen. Der Eurige kann es noch dahin bringen, daß Ihr aus dem Hause ge-

trieben werdet, daß er Euch in schlechten Ruf bringt und daß mein Sohn seine Frau einmal mißhandeln wird, und am Ende, wenn er groß und stark ist, wird er wohl noch Straßenräuber und macht Euch die größte Schande. Macht Euch auf den Weg, führt ihn über die Wiese nach Carlay, wo um acht Uhr die Diligence durchfährt, und mit dieser seyd Ihr spätestens gegen Mittag in Chateauroux. Auf den Abend könnt Ihr wieder zurück seyn; hier habt Ihr zehn Franken Reisegeld, und dafür könnt Ihr Euch in der Stadt auch noch etwas zu essen geben lassen.«

Die Sabelle weckte den Knaben, zog ihm seine besten Kleider an, packte seine übrigen Sachen in ein Bündel, nahm ihn dann an der Hand und ging beim Mondschein mit ihm fort.

Aber je weiter sie kam und je mehr es Tag wurde, desto mehr wurde es ihr weh ums Herz; sie konnte nicht schnell gehen, sie konnte nicht sprechen, und als sie die Straße erreichte, setzte sie sich mehr todt als lebendig auf den Rand des Grabens. Die Diligence erschien in der Ferne: es war die höchste Zeit, daß sie gekommen war.

Der Champi war nicht gewohnt, sich Sorge zu machen, und er war bis jetzt mit seiner Mutter gegangen, ohne etwas zu ahnen. Als er jedoch zum ersten Male in seinem Leben den großen Wagen auf sich zukommen sah, ängstigte ihn das Geräusch, das er machte, und er zog die Sabelle wieder nach der Wiese zurück, über die sie gekommen waren. Sie glaubte, er ahne sein Schicksal und sagte daher zu ihm:

»Komm, mein armer Franz, es muß seyn.«

Dieses Wort erschreckte den Knaben noch mehr. Er glaubte, die Diligence sey ein großes Thier, das immerfort lief und ihn verschlingen wollte. Obgleich er sonst so beherzt in den Gefahren war, die er kannte, verlor er doch jetzt völlig den Kopf und lief schreiend über die Wiese. Isabelle lief ihm nach; da sie aber sah, daß er ganz

blaß war, als sey er dem Tode nahe, verließ sie der Muth ganz. Sie ging ihm über die ganze Wiese nach und ließ die Diligence vorüberfahren.

Sie kehrten auf demselben Wege zurück, auf dem sie gekommen waren; als sie aber in die Nähe der Mühle kamen, waren sie so müde, daß sie einen Augenblick ausruhen mußten. Isabelle wurde ängstlich, als sie sah, daß der Champi am ganzen Körper zitterte und daß sein Herz so heftig klopfte, daß sogar sein Hemd sich bewegte. Sie ließ ihn neben sich setzen und bemühte sich, ihn zu beruhigen. Aber sie wußte selbst nicht, was sie sagte und Franz war noch weniger im Stande, sie zu verstehen. Sie nahm ein Stück Brot aus ihrem Korbe und redete dem Knaben zu, etwas zu essen; aber er hatte nicht die geringste Lust dazu, und so blieben sie eine lange Weile sitzen, ohne etwas zu sprechen.

Endlich schämte sich Isabelle, die immer wieder auf ihre früheren Betrachtungen zurückkam, ihrer Schwäche, denn sie überlegte, daß sie unglücklich sey, wenn sie sich mit dem Knaben wieder in der Mühle sehen ließe. Gegen Mittag kam noch eine Diligence vorüber, und sie beschloß daher, so lange hier auszuruhen, bis es Zeit sey, sich wieder an der Straße einzufinden; da aber Franz so ängstlich war, daß es ihn um den wenigen Verstand brachte, den er noch besaß, und da er zum ersten Male in seinem Leben es sich hatte einfallen lassen, sich zu widersetzen, so suchte sie ihn aufzuheitern, indem sie von den Schellen der Pferde, von dem Geräusch der Räder und von der Schnelligkeit des großen Wagens mit ihm sprach.

Aber während sie sich bemühte, ihm Vertrauen einzuflößen, sagte sie mehr als sie wollte. Vielleicht sprach die Reue unwillkürlich aus ihr, oder Franz hatte, als er früh erwacht war, einige Worte der Mutter Blanchet gehört, die ihm wieder ins Gedächtniß kamen, oder auch sein schlummernder Verstand war beim Herannahen

des Unglücks plötzlich erwacht; denn er sagte, indem er Isabellen mit den nämlichen Augen betrachtete, über die sich Magdalena so sehr gewundert hatte und fast erschrocken war:

»Du willst mich fortschicken, Mutter! Du willst mich weit hinwegführen und mich dann verlassen!«

Dann fiel ihm das Wort Armenhaus ein, das mehr als einmal in seiner Gegenwart ausgesprochen worden war. Er wußte nicht, was ein Armenhaus war, aber es schien ihm noch etwas viel Schlimmeres als die Diligence und zitternd rief er aus:

»Du willst mich ins Armenhaus führen!«

Die Sabelle war schon zu weit gegangen, um wieder einlenken zu können. Sie glaubte, der Knabe wisse schon mehr über sein Schicksal als er wirklich wußte, und ohne zu bedenken, daß es doch klug wäre, ihn zu täuschen und sich durch eine List von ihm zu befreien, fing sie an, ihm die Wahrheit zu erklären und ihm auseinanderzusetzen, daß er sich in der Armenanstalt besser befinden werde als bei ihr, daß man dort besser für ihn sorgen, daß man ihn etwas lernen lassen oder ihn bei einer anderen Frau unterbringen werde, die nicht so arm sey als sie und ihn ebenfalls wie eine Mutter lieben werde.

Diese Tröstungen machten aber den armen Champi nur noch trostloser. Die Unbekanntschaft mit dem, was ihm bevorstand, ängstigte ihn mehr als Alles was ihm die Sabelle auseinandersetzte, um ihm das Leben bei sich zu verleiden. Ueberdies liebte er mit der ganzen Kraft seiner Seele diese undankbare Mutter, die mehr an sich selbst als an ihn dachte. Er liebte auch noch Jemand und fast eben so sehr als die Sabelle, nämlich Magdalenen; aber er wußte nicht, daß er sie liebte und er sprach nicht davon. Er legte sich weinend auf die Erde, riß das Gras mit den Händen ab und bedeckte sich damit das Gesicht. Und als die Sabelle, geängstigt und unwillig darüber,

ihn mit Gewalt aufheben wollte und ihm drohte, schlug er sich so heftig mit dem Kopf auf die Erde, daß ihm das Blut über das Gesicht rann, und daß sie fürchtete, er möge sich ernstlich beschädigen.

Der liebe Gott wollte, daß in diesem Augenblick Magdalena Blanchet vorüberging. Sie wußte nichts davon, daß die Sabelle den Knaben hatte fortschaffen wollen; sie kam von Bresles, wohin sie wollenes Garn getragen, das sie für Jemanden sehr fein gesponnen hatte, denn sie war die beste Spinnerin in der ganzen Gegend. Sie hatte das Geld dafür bekommen und kehrte, mit dreißig Franken in der Tasche, nach der Mühle zurück. Sie wollte eben auf einem schmalen Brete über den Bach gehen, als sie ein lautes Jammern hörte und sogleich die Stimme des armen Champi erkannte. Sie eilte darauf zu und sah das mit Blut bedeckte Kind, das sich in Isabellens Armen sträubte. Sie wußte anfangs nicht, was sie sich denken sollte; denn wenn man dies sah, mußte man glauben, die Sabelle habe ihn unbarmherzig geschlagen und wolle sich von ihm befreien. Sie glaubte dies um so mehr, als Franz, sobald er sie erblickte, auf sie zugelaufen kam, ihre Knie umfaßte, und indem er sich an ihren Röcken festhielt, ausrief:

»Frau Blanchet, Frau Blanchet! rette mich!«

Die Sabelle war groß und stark und Magdalena klein und schwächlich wie ein Rohr. Sie fürchtete sich jedoch nicht, und in der Meinung, daß diese Frau wahnsinnig geworden sey, und den Knaben ermorden wolle, stellte sie sich vor ihn, fest entschlossen, ihn zu vertheidigen, sollte es ihr auch das Leben kosten.

Aber es bedurfte nur weniger Worte zur Erklärung. Die Sabelle, welche mehr bekümmert als zornig war, erzählte die Sache, wie sie sich verhielt. Dadurch erhielt Franz endlich eine richtige Idee von seiner Lage, und diesmal benutzte er das was er hörte mit mehr Verstand als man ihm zugetraut hätte. Als die Sabelle

Alles gesagt hatte, hielt er sich von neuem an den Beinen und an den Röcken der Müllerin fest, indem er flehend ausrief:

»Schickt mich nicht fort! laßt mich nicht fortschicken!«

Er lief von der weinenden Sabelle zur Müllerin, welche noch mehr weinte und sprach allerhand Worte und Bitten, die gar nicht aus seinem Munde zu kommen schienen, denn es war das erste Mal, daß es ihm möglich wurde zu sagen, was er dachte.

»Ach Mutter, liebes Mütterchen!« sagte er zu der Sabelle, »warum willst Du mich verlassen? soll ich denn vor Kummer sterben, wenn ich Dich nicht mehr sehe? Was habe ich Dir denn gethan, daß Du mich nicht mehr liebst? habe ich Dir nicht immer gefolgt? bin ich nicht immer gut gewesen? Du hast es selbst gesagt, daß ich das Vieh gut in Acht nehme; Du hast mich alle Abende geküßt und hast mir gesagt, daß ich Dein Kind bin, niemals aber, daß Du nicht meine Mutter bist! Behalte mich bei Dir, Mutter, behalte mich, ich bitte Dich, wie man den lieben Gott bittet! Ich will Dir immer helfen, ich will immer für Dich arbeiten, und wenn Du nicht zufrieden bist, so kannst Du mich schlagen und ich werde ganz still seyn; aber warte wenigstens, bis ich etwas Böses gethan habe, ehe Du mich fortschickst.«

Dann ging er zu Magdalenen, zu der er sagte:

»Habt Mitleid mit mir, Frau Müllerin; saget meiner Mutter, daß sie mich behält, ich werde nicht wieder zu Euch kommen, da es nicht seyn soll, und wenn Ihr mir etwas geben wolltet, so werde ich wissen, daß ich es nicht nehmen darf. Ich will mit Blanchet sprechen und ihm sagen, daß er mich schlägt, aber daß er Euch um meinetwillen keinen Verdruß macht. Und wenn Ihr aufs Feld geht, werde ich immer mit Euch gehen; ich werde den kleinen Johannes tragen und den ganzen Tag mit ihm spielen. Ich will Alles thun, was Ihr von mir verlanget,

und wenn ich etwas Unrechtes thue, dann möget Ihr mich nicht mehr lieben. Aber laßt mich nicht fortschicken! ich will nicht fort, lieber stürze ich mich in den Bach.«

Zugleich trat der arme Franz so nahe an das Wasser, daß man wohl sah, sein Leben hänge nur an einem Faden, und es bedürfe nur eines Wortes der Verweigerung, daß er hineinspränge. Magdalena sprach für den Knaben und die Sabelle wünschte nichts mehr als sie anzuhören; aber sie befand sich jetzt in der Nähe der Mühle und dies war etwas ganz Anderes, als vorher, wo sie an der Straße saß.

»Geh, Du böses Kind,« rief sie, »ich will Dich behalten; aber Du wirst die Ursache seyn, daß ich morgen auf der Straße betteln gehen muß. Du bist noch zu einfältig um einzusehen, daß es dahin mit mir kommen wird; aber das ist mein Lohn, daß ich mir ein Kind auf den Hals genommen habe, das mich nichts angeht und mir nicht so viel einträgt, als es Brot ißt.«

»Es ist genug, Sabelle,« sagte die Müllerin, indem sie den Knaben in ihre Arme schloß und ihn emporhob, um ihn fort zu tragen. »Hier habt Ihr dreißig Franken, womit Ihr Euren Miethzins bezahlen und anders wohin ziehen könnt, wenn Ihr wirklich nicht bei uns bleiben sollt. Dieses Geld gehört mir, denn ich habe es mir verdient; ich weiß wohl, daß sie mich darnach fragen werden, aber das ist mir gleichgiltig. Mögen sie mich umbringen, wenn sie wollen, aber ich kaufe Euch den Knaben ab, er gehört Euch nicht mehr, sondern mir. Ihr verdient es gar nicht, ein so gutes Kind zu haben, das Euch so sehr liebt. Ich will seine Mutter seyn und sie sollen es wohl zulassen müssen. Für seine Kinder erträgt man Alles. Man könnte mich in Stücke zerreißen für meinen kleinen Johannes, und ich würde es auch für diesen ertragen. Komm, mein armer Franz; Du bist kein Champi mehr, Du hast eine

Mutter, die Du lieben kannst, so sehr Du willst, und sie wird Dich von ganzem Herzen wieder lieben.«

Magdalena sagte dies ohne recht zu wissen, was sie sprach. Sie war sonst die Ruhe selbst, aber in diesem Augenblick war ihr Kopf voll Feuer. Ihr gutes Herz hatte sich empört und sie war wirklich aufgebracht gegen die Sabelle. Franz, der beide Arme um ihren Hals geschlungen hatte, drückte sie so fest, daß es ihr den Athem versagte und machte ihre Haube und ihr Tuch voll Blut, denn er hatte sich mehre Löcher in den Kopf geschlagen.

Dies alles machte einen solchen Eindruck auf Magdalenen, sie fühlte zu gleicher Zeit so viel Mitleid, so viel Angst, so viel Kummer und so viel Entschlossenheit, daß sie auf die Mühle zuging mit dem Muthe eines Soldaten, der ins Feuer geht. Und ohne zu bedenken, daß der Knabe viel zu schwer für sie war, denn sie hatte schon Mühe ihren kleinen Johannes zu tragen, ging sie über den kleinen schwankenden Steg, der sich unter ihren Füßen bog.

Als sie auf die Mitte kam, blieb sie stehen. Der Knabe wurde ihr so schwer, daß ihr die Knie zusammenbrachen und daß ihr der Schweiß von der Stirn herabrann. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe und plötzlich erinnerte sie sich einer schönen wunderbaren Geschichte, die sie gestern in ihrer Lebensbeschreibung der Heiligen gelesen hatte; es war die Geschichte des heiligen Christoph, der das Jesuskind über den Fluß trug und dem es so schwer wurde, daß er stehen bleiben mußte. Sie blickte nach dem Knaben; seine Augen waren verdreht und er hielt sie nicht mehr umschlungen. Entweder hatte er sich zu sehr gegrämt oder er hatte zu viel Blut verloren, denn er war ohnmächtig geworden.

III.

Als die Sabelle den Knaben in diesem Zustande sah, glaubte sie er sey todt. Die Liebe zu ihm kehrte in ihr Herz zurück; sie dachte nicht mehr weder an den Müller noch an die böse Alte, sondern nahm das Kind aus Magdalenens Armen und drückte es laut jammernd an die Brust. Sie legte ihn neben dem Bache auf ihren Schooß und Beide wuschen seine Wunden und bemühten sich das Blut zu stillen. Aber sie hatten gar nichts, um ihn wieder zur Besinnung zu bringen und Magdalena drückte daher sein Gesicht an ihre Brust und blies ihm in den Mund, wie man bei Ertrunkenen thut. Endlich erholte er sich und sobald er die Augen aufschlug und sah, welche Mühe man sich mit ihm gab, umarmte er Magdalenen und dann Isabellen mit einer solchen Innigkeit, daß die Frauen es ihm verwehren mußten, aus Furcht, er möchte wieder ohnmächtig werden.

»Komm, komm,« sagte die Sabelle, »wir müssen nach Haus gehen. Nein, ich sehe es ein, daß ich mich niemals von diesem Kinde trennen kann, und ich will auch nicht mehr daran denken. Eure dreißig Franken behalte ich, Magdalena, damit ich diesen Abend bezahlen kann, wenn ich dazu gezwungen werde. Aber sagt Niemanden etwas davon; ich werde morgen zu der Frau nach Bresles gehen und werde sie bitten, nöthigenfalls zu sagen, daß sie Euch das Garn noch nicht bezahlt hat. Dadurch gewinnen wir Zeit und ich werde alles Mögliche thun, sollte ich auch betteln gehen müssen, um Euch das Geld zurückzuerstatten, damit Ihr wegen mir keinen Verdruß habet. Ihr könnt den Knaben nicht mit in die Mühle nehmen, Euer Mann würde ihn umbringen. Laßt ihn mir, ich schwöre

Euch, daß ich ebenso für ihn sorgen werde wie vorher, und wenn man uns quälen sollte, dann werden wir weiter sehen.«

Das Schicksal wollte, daß kein Mensch auf die Zurückkunft des Champi achtete, denn zufällig war die Mutter Blanchet plötzlich schwer erkrankt, ehe sie noch ihrem Sohne von dem, was sie von der Sabelle in Bezug auf den Knaben verlangt, etwas hatte sagen können. Der Müller aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese Frau kommen zu lassen, um in der Wirthschaft zu helfen, während Magdalena und die Magd die kranke Mutter pflegten. Drei Tage lang ging es in der Mühle drunter und drüber; Magdalena schonte sich keinen Augenblick und wachte jede Nacht am Bett ihrer Schwiegermutter, welche endlich in ihren Armen den Geist aufgab.

Dieser Schlag des Schicksals verscheuchte auf einige Zeit die unfreundliche Laune des Müllers. Er hatte seine Mutter geliebt, so sehr er lieben konnte und er suchte eine Ehre darin, sie so anständig beerdigen zu lassen als seine Mittel es erlaubten. Er vergaß während dieser Zeit seine Geliebte und ging sogar so weit, den Großmüthigen zu spielen, indem er die alten Kleider der Verstorbenen unter die armen Nachbarinnen vertheilte. Die Sabelle erhielt auch ihren Antheil von diesen Wohlthaten und selbst der Champi bekam einen Franken, weil Blanchet sich erinnerte, daß er einmal schnell aus einem Teiche Blutegel für die Kranke geholt hatte, welche nothwendig gebraucht wurden, während alle Leute im Hause vergebens darnach umhergelaufen waren. So hatte Blanchet seinen Groll gegen die Sabelle ziemlich vergessen und kein Mensch in der Mühle wußte etwas davon, daß diese Willens gewesen war, den Champi an die Armenanstalt zurück zu geben. Die Sache mit Magdalenens dreißig Franken kam später zur Sprache, denn Blanchet hatte nicht unterlassen, die Miethe für sein erbärmliches Haus von der Sa-

belle einzufordern. Aber Magdalena behauptete, sie habe das Geld auf der Wiese verloren, als sie auf die Nachricht von der Krankheit ihrer Schwiegermutter schnell nach Haus gelaufen sey. Blanchet suchte es lange und schmälte sehr darüber; aber er erfuhr nicht, wozu das Geld verwendet worden war und die Sabelle kam nicht in Verdacht.

Seit dem Tode seiner Mutter ging nach und nach eine Veränderung in Blanchet's Charakter vor, ohne daß er sich jedoch besserte. Es mißfiel ihm immer mehr in seinem Hause, er sah nicht mehr so genau auf das was vorfiel und war weniger geizig in seinen Ausgaben. Er wurde aber nur um so geldgieriger und da er unordentlicher und arbeitsscheuer wurde, so suchte er seinen Erwerb in Handelsgeschäften, bei denen es nicht immer ganz rechtlich zuging, und in Mäckeleien, wobei er sich ganz wohl befunden haben würde, wenn er das, was er auf der einen Seite verdiente, auf der andern nicht wieder verthan hätte. Seine Concubine gewann täglich eine größere Herrschaft über ihn; er mußte mit ihr auf die Jahrmärkte gehen, wo er sich in allerhand unsolide Geschäfte einließ und sich in den Wirthshäusern herumtrieb. Er lernte spielen und war oft glücklich; aber es wäre besser für ihn gewesen, wenn er immer verloren hätte, um die Lust am Spiel zu verlieren, denn diese Unregelmäßigkeiten brachten ihn ganz aus seiner Ordnung, und wenn er den geringsten Verlust erlitten hatte, wurde er wüthend gegen sich selbst und zänkisch gegen Jedermann.

Während er diese schlechte Lebensweise führte, hütete seine Frau, die immer sanftmüthig und rechtschaffen blieb, das Haus und erzog mit zärtlicher Liebe ihr einziges Kind; aber sie hielt sich für eine zweifache Mutter, denn sie hatte eine große Zuneigung für den Champi gefaßt und sorgte für ihn wie für ihr eigenes Kind. Je unordentlicher ihr Mann wurde, desto weniger lebte sie in Dienstbarkeit und

fühlte sich daher glücklicher. In der ersten Zeit seiner Sinnesänderung zeigte er sich noch sehr rauh gegen sie, denn er fürchtete ihre Vorwürfe und wollte sie in Furcht und Unterwürfigkeit erhalten. Als er jedoch sah, daß sie von Natur allen Streit haßte und nicht die geringste Eifersucht an den Tag legte, entschloß er sich, sie in Ruhe zu lassen. Da seine Mutter nicht mehr da war, um ihn gegen sie aufzureizen, so mußte er anerkennen, daß es keine bessere Wirthin gab, als Magdalenen. Er gewöhnte sich daran, ganze Wochen außer dem Hause zuzubringen, und wenn er dann einmal kam, in verdrießlicher Laune und mit der Absicht, Zank anzufangen, sank doch sein Zorn sogleich vor dem geduldigen Schweigen seiner Frau, worüber er sich zuerst wunderte und dann endlich einschlief. Er ließ sich daher zuletzt nur noch blicken, wenn er ermüdet war und der Ruhe bedurfte.

Magdalena mußte eine sehr brave christliche Frau seyn, daß sie dieses einsame Leben, nur in Gesellschaft der alten Sabelle und der beiden Kinder so ruhig ertrug. Aber sie war auch in der That eine bessere Christin als manche Nonne; Gott hatte ihr eine große Gnade erzeigt, indem er erlaubt hatte, daß sie lesen lernte und auch verstand was sie las. Es war indeß immer das Nämliche, denn sie besaß nur zwei Bücher: das heilige Evangelium und einen Auszug aus dem Leben der Heiligen. Das Evangelium erbaute sie und sie mußte weinen, wenn sie es des Abends allein am Bette ihres Kindes las. Das Leben der Heiligen machte einen andern Eindruck auf sie; es war fast, als wenn Leute, die nichts zu lesen haben, einmal ein Märchenbuch in die Hand bekommen und sich an den Unwahrheiten und Träumereien ergötzen. So weckten diese schönen Erzählungen auch bei Magdalenen Gedanken von Muth und selbst von Heiterkeit und zuweilen sah der Champi auf dem Felde, wenn sie ihr Buch vor sich auf dem Schooße liegen hatte, daß sie roth wurde und lächelte. Das

wunderte ihn sehr und er konnte nicht begreifen, wie es möglich war, daß die Geschichten, die sie ihm mit einigen Abänderungen erzählte, um sie ihm verständlich zu machen, und vielleicht auch, weil sie ihr selbst nicht völlig verständlich waren, aus dem Dinge kommen konnten, das sie ihr Buch nannte. Er bekam daher Lust, ebenfalls lesen zu lernen, und er lernte es so schnell und so gut, daß sie darüber erstaunte, und daß er bald den kleinen Johannes unterrichten konnte. Als Franz das Alter der ersten Communion erreichte, half ihm Magdalena, den Katechismus lernen, und der Pfarrer des Dorfes freute sich sehr über die Fassungskraft und das gute Gedächtniß des Knaben, den man immer für einfältig gehalten hatte, weil er nicht zu sprechen wußte und gegen Jedermann schüchtern war.

Da er zum Abendmahl gegangen war und in dem Alter stand, um in Dienst zu gehen, war es der Sabelle sehr lieb, daß er in der Mühle als Knecht aufgenommen wurde, und Blanchet hatte nichts dagegen einzuwenden; denn Jedermann sah, daß der Champi ein guter, fleißiger, dienstfertiger Bursche und zugleich kräftiger, aufgeweckter und verständiger als Andere seines Alters war. Ueberdies begnügte er sich mit dreißig Franken Lohn, und es war also eine Ersparniß, ihn zu nehmen. Als Franz sich ganz im Dienste Magdalenens und des kleinen Johannes sah, den er so sehr liebte, fühlte er sich höchst glücklich, und als er überlegte, daß die Sabelle mit dem Lohne, den er erhielt, ihren Miethzins bezahlen und sich also wenigstens von ihrer größten Sorge befreien konnte, hielt er sich für eben so reich als ein König.

Leider genoß die arme Sabelle nicht lange dieses Glück. Beim Eintritt des Winters verfiel sie in eine schwere Krankheit, und trotz der Sorgfalt Magdalenens und ihres Champi starb sie am Lichtmeßtage, nachdem sich ihr Zustand schon wieder so sehr gebessert hatte, daß man sie

für gerettet hielt. Magdalena beweinte sie aufrichtig, aber besonders suchte sie den armen Champi zu trösten, der ohne sie sich nie zufrieden gegeben haben würde.

Noch ein Jahr später dachte er täglich und fast jeden Augenblick an sie, und einmal sagte er zu der Müllerin:

»Wenn ich für die Seele meiner armen Mutter bete, fühle ich immer Reue, daß ich sie nicht genug geliebt habe. Ich weiß es, daß ich immer mein Möglichstes gethan habe, um sie zufrieden zu stellen; daß ich ihr nie etwas Böses gesagt und daß ich ihr gedient habe, wie ich Euch diene; aber ich muß Euch etwas gestehen, Frau Blanchet, was mir Kummer verursacht und wofür ich den lieben Gott oft um Verzeihung bitte. Seitdem meine arme Mutter mich wieder ins Armenhaus bringen wollte und Ihr Euch meiner annahmet, um sie daran zu hindern, hat sich meine Liebe zu ihr, ohne daß ich es wollte, in meinem Herzen vermindert. Ich hegte keinen Groll gegen sie, ich erlaubte mir nicht einmal den Gedanken, daß sie unrecht gethan hätte, als sie mich verstoßen wollte. Sie hatte das Recht dazu, ich war ihr im Wege, denn sie fürchtete sich vor Eurer Schwiegermutter, und überdies that sie es sehr ungern, denn ich habe damals wohl gesehen, wie sehr sie mich liebte. Aber ich weiß nicht, wie es gekommen ist, es hat mich überwältigt. Von dem Augenblicke an als Ihr die Worte sagtet, die ich nie wieder vergessen werde, habe ich Euch mehr geliebt als sie, und ich dachte öfter an Euch als an sie, was ich auch thun mochte. Endlich ist sie gestorben, und ich bin nicht auch vor Kummer gestorben, was gewiß geschehen würde, wenn Ihr sterben solltet.«

»Was habe ich denn gesagt, daß Du mir Deine ganze Freundschaft dafür geschenkt hast? ich weiß es nicht mehr.«

»Ihr wißt es nicht mehr?« sagte der Champi, indem er sich zu den Füßen der spinnenden Magdalena setzte; »als Ihr meiner Mutter das Geld gabet, sagtet Ihr zu

ihr: Ich kaufe Euch den Knaben ab, er ist jetzt mein, und zu mir sagtet Ihr, indem Ihr mich umarmtet: Du bist jetzt kein Champi mehr, Du hast eine Mutter, die Dich lieben wird, als wärest Du ihr Kind. — Habt Ihr das nicht gesagt, Frau Blanchet?«

»Es kann seyn, ich habe gesagt, was ich dachte und was ich noch jetzt denke; habe ich etwa mein Wort nicht gehalten?«

»O ja ... aber ...«

»Was aber?«

»Nein, ich sage es nicht, denn es ist nicht recht, wenn man sich beklagt, und ich will nicht undankbar seyn.«

»Ich weiß, daß Du nicht undankbar seyn kannst; also sage es mir, was Du auf dem Herzen hast. Was fehlt Dir noch, daß Du nicht mein Kind bist? Sage es mir, ich befehle es, wie ich es dem Johannes befehlen würde.«

»Nun ... nun ... weil Ihr den Johannes so oft küßt und weil Ihr mich nicht ein einziges Mal geküßt habt seit dem Tage, von welchem wir sprachen. Mein Gesicht und meine Hände sind doch immer rein gewaschen, denn ich weiß, daß Ihr die unsauberen Kinder nicht leiden könnt und daß Ihr immer darauf seht, daß Johannes gewaschen und gekämmt wird. Aber Ihr küßt mich demungeachtet nicht und meine Mutter Sabelle that es auch fast niemals. Ich sehe aber doch, daß alle Mütter ihre Kinder küssen, und daraus sehe ich, daß ich noch immer Champi bin und daß Ihr es noch nicht vergessen könnt.«

»Komm, Franz, umarme mich,« sagte die Müllerin, indem sie den Knaben auf ihren Schooß setzte und ihn mit Herzlichkeit auf die Stirn küßte. »Es ist wahr, ich habe unrecht gethan, daß ich nie daran gedacht habe; Du verdientest etwas Besseres von mir. Aber jetzt habe ich

Dich von ganzem Herzen geküßt, und Du siehst also, daß Du kein Champi mehr bist, nicht wahr?«

Franz fiel Magdalenen um den Hals und wurde so blaß, daß sie darüber erschrack. Sie ließ ihn langsam von ihren Knien herab und suchte ihn zu zerstreuen; aber nach einem Augenblicke lief der Knabe fort, als wollte er sich verbergen, was die Müllerin beunruhigte. Sie ging ihm nach und fand ihn in einem Winkel der Scheune auf den Knien und ganz in Thränen.

»Was fehlt Dir denn, Franz?« sagte sie, indem sie ihn aufhob. »Wenn es von der Erinnerung an Deine arme Mutter herrührt, dann sprich ein Gebet, das wird Dich beruhigen.«

»Nein, nein,« erwiederte der Knabe, indem er die Ecke von Magdalenens Schürze zwischen den Fingern drehte und sie aus Leibeskräften küßte, »ich dachte nicht an die Mutter. Seyd Ihr denn jetzt nicht meine Mutter?«

»Aber warum weinst Du denn? das thut mir weh.«

»Nein, nein, ich weine nicht,« erwiederte Franz, indem er schnell die Augen trocknete und eine heitere Miene annahm, »das heißt, ich weiß nicht warum ich weinte. Wahrhaftig, ich weiß es nicht, aber ich bin zufrieden, ich bin glücklich als wäre ich im Paradiese.«

Seit diesem Tage küßte Magdalena den Knaben jeden Morgen und jeden Abend als wäre er ihr eigenes Kind, und der einzige Unterschied, den sie zwischen Johannes und Franz machte, bestand darin, daß sie den Kleinen mehr hätschelte und liebkoste, wie es sein Alter mit sich brachte. Er war nur erst sieben Jahre alt, der Champi aber zwölf, und dieser sah wohl ein, daß ein großer Bursche wie er nicht so geliebkost werden konnte wie ein kleines Kind. Ueberdies war noch ein größerer Unterschied zwischen ihnen in der Körpergestalt als im Alter; Franz war so groß und so stark, daß man ihn für fünfzehn Jahre hielt; Johannes aber war klein und

schwächlich wie seine Mutter, mit der er viel Aehnlichkeit hatte.

Daher kam es, daß als Franz Magdalenen einmal den Morgengruß brachte, und sie ihn wie gewöhnlich umarmte und küßte, die Magd zu ihr sagte:

»Wenn Ihr es mir nicht übel nehmen wollt, Frau Müllerin, so muß ich Euch sagen, daß der Bursche doch zu groß ist, um sich wie ein kleines Mädchen küssen zu lassen.«

»Meinst Du?« erwiederte Magdalena; »aber Du weißt doch, wie alt er ist?«

»Ja wohl, auch würde ich nichts Böses darin sehen, wenn er kein Champi wäre; denn ich, obgleich ich nur Eure Magd bin, würde ihn für vieles Geld nicht küssen.«

»Das ist nicht recht, was Du sagst, Katharina,« erwiederte Frau Blanchet, »und besonders solltest Du es nicht in Gegenwart des armen Knaben sagen.«

»Mag sie es sagen und mag die ganze Welt es sagen,« rief Franz mit einem gewissen Feuer, »wenn ich nur für Euch nicht mehr Champi bin, Frau Blanchet, dann bin ich ganz zufrieden.«

»Ei seht doch,« sagte die Magd, »das ist das erste Mal, daß ich ihn so viel sprechen höre. Du kannst also wirklich drei Worte zusammensetzen, Franz? Ich glaubte, Du verständest nicht einmal, was man sagt, und hätte ich gewußt, daß Du darauf hörtest, so würde ich nicht gesagt haben, was ich sagte; denn es ist nicht meine Absicht, Dich zu kränken. Du bist ein guter, stiller und dienstfertiger Bursche. Denke nicht weiter daran, und wenn es mir sonderbar vorkommt, daß Frau Blanchet Dich küßte, so ist dies nur, weil Du mir schon zu groß zu seyn scheinst und weil Du bei Deiner Schmeichelei noch einfältiger aussiehst als Du bist.«

Nachdem Katharina die Sache hiermit wieder

ausgeglichen hatte, kochte sie ihre Suppe und dachte nicht weiter daran.

Aber der Champi folgte Magdalenen nach dem Waschplatze, wo er sich zu ihr setzte und mit ihr sprach, wie er nur mit ihr allein zu sprechen wußte.

»Wißt Ihr noch, Frau Blanchet,« sagte er zu ihr, »daß Ihr mich einmal vor langer Zeit hier auf Eurem Mäntelchen habt schlafen lassen?«

»Ja wohl, mein Sohn, und dies war sogar das erste Mal, daß ich Dich sah.«

»Es war das erste Mal? das wußte ich nicht mehr und konnte mich nicht genau darauf besinnen, denn wenn ich daran denke, ist es mir wie ein Traum. Wie lange ist es denn her?«

»Es ist ... es ist ohngefähr sechs Jahre, denn mein Johannes war vierzehn Monate alt.«

»Ich war also noch nicht so alt als er jetzt ist? Glaubt Ihr wohl, daß er sich alles dessen, was jetzt geschieht, erinnern wird, wenn er zum ersten Male communicirt hat?«

»O ja, ich werde alles wissen,« sagte Johannes.

»Es kommt darauf an,« versetzte Franz, »weißt Du, was Du gestern um diese Zeit machtest?«

Erstaunt öffnete Johannes den Mund als wollte er antworten; aber er schwieg mit beschämter Miene.

»Und Du? ich wette, daß Du es nicht weißt,« sagte Magdalena zu Franz; denn es machte ihr Vergnügen, die beiden Knaben zusammen plaudern zu hören.

»Ich?« erwiederte der Champi verlegen, »wartet nur ... ich ging aufs Feld und kam hier vorbei ... und da dachte ich an Euch, ganz recht es war gestern, ich erinnerte mich des Tages, an welchem Ihr mich in Euer Mäntelchen gewickelt hattet.«

»Du hast ein gutes Gedächtniß, und es ist zu be-

wundern, daß Du Dir dies Alles gemerkt hast. Weißt Du denn auch noch, daß Du krank warst?«

»Nein, das weiß ich nicht.«

»Und, daß Du mir meine Wäsche nach Hause trugst, ohne daß ich es Dir gesagt hatte?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Ich habe es nicht vergessen, denn ich sah daraus, daß Du ein gutes Kind warst.«

»Ich bin auch ein gutes Kind, nicht wahr, Mutter?« sagte der kleine Johannes, indem er seiner Mutter einen Apfel hinhielt, von dem er die Hälfte gegessen hatte.

»Gewiß, Du bist auch gut und Du wirst später alles Gute thun, was Du Franz thun siehst.«

»Ja, ja,« sagte der Kleine rasch, »ich werde mich diesen Abend auf das Schimmelfohlen setzen und es auf die Wiese reiten.«

»Ja,« erwiederte Franz lachend, »und dann steigst Du wohl auch auf die große Linde, um Vogelnester auszunehmen? Du kannst lange warten, bis ich Dir das erlauben werde. Aber, Frau Blanchet, sagt mir doch ... ich wollte Euch etwas fragen, weiß aber nicht, ob Ihr mir es sagen werdet.«

»Warum nicht? sprich.«

»Warum glauben denn die Leute mich zu ärgern, indem sie mich Champi nennen? ist es denn nicht recht ein Champi zu seyn?«

»O nein, mein Kind, denn es ist ja nicht Deine Schuld.«

»Wessen Schuld ist es denn?«

»Es ist die Schuld der reichen Leute.«

»Der reichen Leute? wie so denn?«

»Du fragst mich heute viel, ich werde es Dir später sagen.«

»Nein, nein, sogleich, Frau Blanchet.«

»Ich kann es Dir nicht erklären ... zuerst, weißt Du denn, Franz, selbst, was es heißt, ein Champi seyn?«

»Ja, wenn man von seinen Eltern in die Armenanstalt gebracht worden ist, weil sie Einen nicht ernähren und erziehen konnten.«

»Das ist richtig. Du siehst also, wenn es Leute gibt, die so arm sind, daß sie ihre Kinder nicht selbst erziehen können, daß die Reichen daran Schuld sind, weil sie ihnen keine Unterstützung geben.«

»Ja, Ihr habt Recht,« erwiederte der Champi nachdenkender, »es gibt aber doch auch reiche Leute, welche gut sind, denn Ihr seid auch reich, Frau Blanchet, es kommt nur darauf an, daß man sie findet.«

IV.

Dem Champi, der immer nachdachte und von Allem den Grund wissen wollte, seitdem er lesen gelernt und zum ersten Male communicirt hatte, ging das was Katharina in Bezug auf ihn zur Müllerin gesagt hatte, fortwährend im Kopfe herum; aber trotz alles Nachdenkens konnte er nicht begreifen, warum ihn Magdalena deshalb, weil er größer geworden war, nicht mehr küssen sollte. Er war der unschuldigste Knabe von der Welt und er hatte noch keine Ahnung von dem, was die Burschen auf dem Lande viel zu früh lernen.

Diese Unverdorbenheit des Geistes rührte daher, weil er nicht so erzogen worden war, wie andere Knaben. Seine Lage als Champi, obgleich sie keine Schande war, hatte ihn doch immer schüchtern gemacht und obgleich er diesen Namen für keine Beleidigung hielt, so wunderte es ihn doch immer, daß er etwas Anderes war als die Kinder, mit denen er umging. Andere Champi's fühlen sich fast immer durch ihr Schicksal niedergedrückt und man läßt es ihnen so sehr

empfinden, daß sie schon in früher Jugend jedes Gefühl von christlichem Stolze verlieren. Sie wachsen auf, während sie diejenigen hassen, die ihnen das Leben gegeben, und eben so wenig diejenigen lieben, die es ihnen erhalten haben. Aber Franz war zufällig in Isabellens Hände gefallen, die ihn liebte und ihn nicht mißhandelte, und dann hatte er Magdalenen kennen gelernt, deren Menschenfreundlichkeit noch größer und deren Grundsätze noch edler waren als die aller übrigen Menschen. Sie war für ihn nicht mehr und nicht weniger gewesen, als eine gute Mutter, und ein Champi, der freundlich behandelt wird, ist besser als ein anderes Kind, sowie er schlechter ist, wenn er gekränkt und verachtet wird.

Auch hatte Franz niemals mehr Vergnügen und Unterhaltung gefunden als bei Magdalenen, und anstatt mit den übrigen Dorfkindern umzugehen, hatte er sich von ihnen zurückgehalten und sich nur immer an die Röcke der beiden Frauen angeklammert, die ihn liebten. Besonders wenn er bei Magdalenen war, fühlte er sich eben so glücklich als es der kleine Johannes seyn konnte, und er dachte nicht daran mit andern Kindern herum zu laufen, die ihn Champi nannten und unter denen er sich sogleich, er wußte nicht warum, fremd fühlte.

So erreichte er das Alter von fünfzehn Jahren, ohne nur eine Idee vom Bösen zu haben, ohne daß sein Mund jemals ein schlechtes Wort gesagt, noch daß seine Ohren es verstanden hätten. Aber seit dem Tage, an welchem Katharina die Müllerin wegen ihrer Liebe zu ihm getadelt, hatte der Knabe so viel Einsicht und feines Gefühl, daß er sich nicht mehr von Magdalenen küssen ließ. Er stellte sich, als dächte er nicht mehr daran und vielleicht auch, als schämte er sich, für ein kleines Mädchen und für einen Schmeichler gehalten zu werden, wie Katharina gesagt hatte. Aber im Grunde war es nicht das, was ihn zurückhielt, denn es würde ihm sehr gleichgiltig gewesen

seyn, für was man ihn erklärte, hätte er nicht eine Ahnung davon gehabt, daß man dieser Frau, die ihm so theuer war, einen Vorwurf deshalb machen könnte, daß sie ihn liebte. Und warum einen Vorwurf? das wußte er sich nicht zu erklären, und obgleich er einsah, daß er es von selbst nie begreifen werde, so wollte er doch auch Magdalenen nicht darum fragen. Er wußte, daß sie im Stande war, den Tadel aus Freundschaft und aus gutem Herzen zu ertragen, denn er hatte es nicht vergessen, daß Magdalena sich früher oft Vorwürfe und vielleicht sogar Mißhandlungen zugezogen hatte, weil sie gut und mitleidig gegen ihn gewesen war.

Sein gutes natürliches Gefühl machte es ihm daher zur Pflicht, ihr den Verdruß zu ersparen, daß man sie um seinetwillen tadelte und verhöhnte. Der arme Knabe sah ein, daß ein Champi nicht anders als heimlich geliebt werden könne, und ehe er Magdalenen Unannehmlichkeiten zugezogen hätte, würde er sogar auf ihre Liebe verzichtet haben.

Er besorgte mit Fleiß und Aufmerksamkeit seine Arbeiten und da er, je größer er wurde, immer mehr zu thun bekam, so war er nach und nach immer seltener in Magdalenens Gesellschaft. Aber dies machte ihm keinn Kummer, denn er wußte, daß er für sie arbeitete und daß er durch das Vergnügen sie bei Tische zu sehen reichlich belohnt wurde. Des Abends, wenn Johannes schlief und auch Katharina zu Bett gegangen war, blieb Franz noch eine oder zwei Stunden bei Magdalena, las ihr etwas vor oder unterhielt sich mit ihr, während sie arbeitete. Die Leute auf dem Lande lesen gewöhnlich nicht schnell und die beiden Bücher, die sie hatten, waren ihnen daher völlig genug. Wenn sie jeden Abend drei Seiten lasen, so war dies schon viel und wenn sie dann das Buch durchgelesen, war genug Zeit vergangen, daß sie den Anfang vergessen hatten und

daher wieder von vorn anfangen konnten. Und dann gibt es zwei Arten des Lesens, was sich selbst diejenigen merken können, die sich für sehr klug halten. Wer viel Zeit und viel Bücher hat, verschlingt soviel als er kann und füllt seinen Kopf mit einer solchen Menge verschiedener Dinge an, daß der liebe Gott selbst sich darin nicht zurecht finden würde. Wer dagegen wenig Zeit und wenig Bücher hat, der schätzt sich glücklich, wenn ihm einmal ein gutes Buch in die Hände fällt. Er fängt es hundertmal von vorn an, ohne daß er es müde wird und er findet immer wieder etwas darin, was ihn auf eine neue Idee bringt.

So lebten diese beiden Menschen zufrieden mit dem, was sie an Verstand und Einsicht besaßen, und sie standen einander bei, das zu lernen und zu lieben, wodurch man gut und rechtschaffen wird. Sie schöpften daraus einen großen Muth und Gewissensruhe, und es gab kein größeres Glück für sie, als wenn sie sich gegen alle Menschen recht gut gesinnt fühlten und wenn sie zu jeder Zeit über den Willen, gut zu handeln, gleiches Sinnes waren.

Blanchet kümmerte sich nicht mehr um das, was im Hause aufging, denn er hatte ein- für allemal festgesetzt, was er Magdalenen monatlich zur Erhaltung des Hauswesens gab, und dies war so wenig als möglich. Magdalena konnte ohne daß es ihr schwer fiel, sich Entbehrungen auferlegen, und den Armen, die sie kannte, einmal ein wenig Holz, ein anders Mal etwas von ihrer Malzeit oder einige Lebensmittel, etwas Wäsche und andere Dinge geben. Sie machte es möglich, ihre Nebenmenschen zu unterstützen und wenn ihr die Mittel dazu fehlten, so half sie ihnen bei ihrer Arbeit, damit sie sich nicht zu sehr anstrengen und krank werden sollten. Sie wirthschaftete so gut, sie besserte ihre Kleidungsstücke so sorgfältig aus, daß man glaubte sie lebe im Wohlstande; da sie aber nicht wollte daß ihre Leute unter ihrer Mildthätigkeit litten, so gewöhnte sie sich, fast gar nichts zu essen, gar nicht

auszuruhen und so wenig als möglich zu schlafen. Der Champi sah dies Alles und fand es ganz natürlich, denn sowohl durch seinen Charakter als durch die Erziehung, die er von Magdalenen erhalten, war er in Allem ganz ihres Sinnes geworden. Nur wurde er zuweilen besorgt, wenn er sah, daß die Müllerin sich zu sehr anstrengte und er machte sich dann Vorwürfe, daß er zu lange schlief und zu viel aß. Er wäre lieber die ganze Nacht aufgeblieben, um mit ihr zu nähen und zu spinnen, und wenn sie ihm seinen Lohn auszahlen wollte, der nach und nach bis auf sechzig Franken gestiegen war, fühlte er sich dadurch gekränkt und zwang sie das Geld zu behalten, ohne daß Blanchet es wußte.

»Lebte meine Mutter Sabelle noch,« sagte er, »dann würde ich es ihr geben. Was soll ich mit dem Gelde thun? ich brauche es nicht, denn Ihr sorgt für meine Kleider und kauft mir auch zuweilen ein Paar Holzschuhe. Behaltet es also für einen Aermeren als ich bin; Ihr arbeitet ohnehin schon zu viel für die Armen, wenn Ihr mir aber das Geld gäbet, müßtet Ihr noch mehr arbeiten, und wenn Ihr krank würdet und wohl gar stürbet wie die arme Sabelle ... was würde mir dann das Geld nutzen das ich im Kasten hätte? könnte ich Euch damit wieder lebendig machen, und würde es mich abhalten, mich ins Wasser zu stürzen?«

»Du weißt nicht was Du sprichst, mein Sohn,« sagte Magdalena zu ihm, als er einmal wieder auf den Gedanken kam; »ein Christ darf sich nicht das Leben nehmen und wenn ich sterben sollte, dann wäre es Deine Pflicht leben zu bleiben, um meinen Johannes zu trösten und zu unterstützen. Würdest Du das nicht thun, Franz?«

»Ja, so lange Johannes klein wäre und meiner Unterstützung bedürfte. Aber später? ... wir wollen lieber gar nicht davon sprechen, Frau Blanchet, denn in dieser Hinsicht kann ich kein guter Christ seyn. Strengt Euch nicht

zu sehr an und sterbet nicht, wenn Ihr wollt daß ich leben soll.«

»Sey doch ruhig, ich habe gar nicht Lust zu sterben, ich befinde mich sogar jetzt kräftiger als ich es in meiner Jugend war.«

»In Eurer Jugend?« fragte Franz verwundert; »seyd Ihr denn nicht jung?«

Er fürchtete, sie habe schon das Alter des Sterbens erreicht.

»Ich glaube, ich habe nicht Zeit genug dazu gehabt,« antwortete Magdalena lachend, und als wollte sie gute Miene zum bösen Spiel machen, »und jetzt bin ich fünf und zwanzig Jahre alt, was für eine Frau von meiner Natur schon etwas ist, denn ich bin nicht so stark wie Du, mein Sohn, und ich habe Sorgen und Kummer zu ertragen gehabt, die mich mehr gealtert haben als die Jahre.«

»Kummer! Ach, ja wohl, das habe ich wohl bemerkt, wenn Blanchet so hart und rauh mit Euch sprach. Ach! der liebe Gott möge es mir verzeihen! ich bin gewiß nicht böse, als er aber einmal die Hand gegen Euch erhoben hatte ... als wollte er Euch schlagen ... es war sein Glück, daß er es nicht that, denn ich hatte schon einen Dreschflegel in die Hand genommen, kein Mensch hat es bemerkt, und ich würde damit über ihn hergefallen seyn. Aber das ist schon lange her, Frau Blanchet, denn ich erinnere mich, daß ich damals um einen ganzen Kopf kleiner war als er, und jetzt kann ich fast über ihn hinweg sehen. Aber jetzt sagt er Euch fast gar nichts mehr, Frau Blanchet, und Ihr seyd also nicht m hr unglücklich.«

»Du meinst, daß ich es nicht mehr bin?« erwiederte Magdalena ein wenig hastig, denn sie dachte daran, daß ihre Ehe stets ohne Liebe gewesen war; aber sie lenkte sogleich ein, denn das ging den Champi nichts an, und sie konnte von dergleichen Dingen nicht mit einem Knaben sprechen. »Jetzt,« fuhr sie fort, »da hast Du Recht, ich

bin nicht mehr unglücklich; ich kann leben wie ich will. Mein Mann ist viel besser gegen mich, mein Johannes ist gesund und wächst heran, und ich habe mich über nichts zu beklagen.«

»Und mich, rechnet Ihr mich nicht auch dazu?«

»O ja, auch Du bist ein guter Mensch geworden, Du bist fleiß'g, Du bist zu Allem zu brauchen und Du machst mir Freude.«

»Ich müßte auch ganz schlecht seyn, wenn ich Euch keine Freude machen wollte, nach dem, was Ihr an mir gethan habt. Aber es ist noch etwas Anders was Euch freuen sollte, wenn Ihr dächtet wie ich.«

»Was meinst Du denn? sage es, denn ich weiß nicht was Du im Schilde führst, um mich zu überraschen.«

»Ich will Euch nicht überraschen, Frau Blanchet, aber ich darf nur in mich blicken, dann sehe ich etwas. Seht wenn ich Hunger und Durst, Hitze und Kälte leiden müßte und wenn ich noch überdies alle Tage halb todt geschlagen würde und ich hätte dann, um auszuruhen, kein anderes Lager als ein Bündel Dornen oder einen Haufen Steine ... und ... versteht Ihr mich?«

»Ich glaube ja, mein Franz; Du würdest Dich bei all diesen Leiden nicht unglücklich fühlen, wenn Dein Herz mit dem lieben Gott in Frieden wäre.«

»Das zuerst und es versteht sich auch von selbst. Aber ich meinte noch etwas Anders.«

»Ich weiß nicht was Du sagen willst, und ich sehe, daß Du klüger geworden bist als ich.«

»Nein, ich bin deswegen nicht klüger. Ich meine, daß ich alle Leiden ertragen würde, die einem sterblichen Menschen nur auferlegt werden können, und daß ich mich dabei glücklich fühlen würde, wenn ich wüßte, daß Magdalena Blanchet mich immer ein wenig lieb hätte. Deshalb sagte ich, daß Ihr, wenn Ihr ebenso dächtet, sagen würdet: Franz liebt mich so sehr, daß ich mich freue auf der Welt zu seyn.«

»Ja, Du hast Recht, mein guter, lieber Junge,« erwiederte Magdalena, »und was Du mir da sagst, bringt mich zuweilen fast zum Weinen. Es ist wahr, Deine Liebe zu mir ist eines der Güter meines Lebens und vielleicht das Beste nach... nein, ich will sagen neben der Liebe meines Johannes. Da Du älter bist, verstehst Du besser, was ich Dir sage und Du kannst mir auch besser sagen, was Du denkst. Ich versichere Dir, daß ich mich niemals unglücklich fühle, wenn ich Euch Beide bei mir habe, und daß ich den lieben Gott jetzt um nichts bitte, als daß wir lange so wie jetzt beisammen bleiben könnten, ohne uns zu trennen.«

»Ohne uns zu trennen, das meine ich auch,« sagte Franz, »und ich würde mich lieber in Stücke zerreißen lassen, als von Euch gehen. Wer könnte mich in der Welt so lieben, wie Ihr mich geliebt habt? Wer würde sich Mißhandlungen aussetzen für einen armen Champi, und wer würde ihn seinen Sohn, seinen lieben Sohn nennen? denn so nennt Ihr mich oft und fast immer. Und Ihr sagt mir sogar oft, wenn wir allein sind, ich soll Euch Mutter nennen und nicht Frau Blanchet! aber ich wage es nicht, denn ich fürchte mich zu sehr, mich daran zu gewöhnen und es dann auch vor den Leuten zu sagen.«

»Und wenn Du es auch thätest.«

»O nein, man würde Euch deshalb tadeln und um meinetwillen sollt Ihr nicht den geringsten Verdruß haben. Ich bin nicht stolz, meinetwegen braucht es Niemand zu wissen, daß Ihr mich meinem Stande als Champi entrissen habt. Ich bin schon glücklich, wenn ich es ganz allein weiß, daß ich eine Mutter habe, deren Kind ich bin. Aber Ihr müßt nicht sterben, Frau Blanchet,« sagte Franz, indem er sie mit einem schmerzlichen Blicke ansah, denn er hatte seit einiger Zeit immer traurige Gedanken; »wenn ich Euch verlieren sollte, dann hätte ich keinen Menschen mehr auf der Welt, denn Ihr kämet gewiß zum lieben

Gott ins Paradies, und ich weiß noch nicht, ob ich es verdient habe, mit Euch hineinzukommen.«

Franz hatte bei Allem was er sagte und was er dachte, eine Art von Ahnung von einem großen Unglück und es dauerte in der That nicht lange, so brach dieses Unglück über ihn herein.

Er war Müllerbursche geworden. Er holte das Getreide von den Kunden auf seinem Pferde und brachte es gemahlen wieder zu ihnen. Deshalb mußte er zuweilen weite Wege machen und er kam sogar oft zu Blanchet's Concubine, die ein kleines Stündchen von der Mühle entfernt wohnte. Das war ihm allemal ein unangenehmer Gang und er hielt sich nicht eine Minute länger in diesem Hause auf, wenn sein Getreide gewogen und gemessen war.

Diese Person hieß Severa, aber dieser Name paßte nicht gut für sie, denn sie hatte nichts Ernstes und Strenges an sich. Sie verstand es vortrefflich, die Leute an sich zu locken, nach deren Thalern ihr gelüstete. Man kann nicht sagen, daß sie ein böses Herz hatte, denn sie war immer fröhlicher Laune und ohne Sorgen; aber sie dachte immer nur an sich und machte sich keinen Kummer wegen des Schadens Anderer, wenn es ihr nur wohl ging. Sie war in der ganzen Gegend in der Mode gewesen und hatte nur zu viel Leute nach ihrem Geschmack gefunden. Sie war noch sehr hübsch und hatte ein einnehmendes Betragen; obgleich ziemlich corpulent, war sie doch sehr lebhaft und so frisch wie eine Herzkirsche. Sie nahm wenig Notiz vom Champi, und wenn sie ihm auf ihrem Boden oder im Hofe begegnete, sagte sie ihm einige läppische Worte, um ihn zum Besten zu haben, aber ohne eine böse Absicht und nur weil es ihr Spaß machte, wenn sie ihn erröthen sah; denn er erröthete wie ein Mädchen, wenn diese Person mit ihm sprach, und er kam dann allemal in Verlegenheit. Ihr Benehmen war ihm zu dreist und sie kam ihm häßlich und boshaft vor, obgleich sie keines von beiden war; we-

nigstens war sie nur dann boshaft, wenn man sie an ihrem Interesse oder an ihrer Selbstsucht verletzte, und man konnte fast sagen, daß sie eben so gern gab als nahm. Sie war freigebig aus Prahlerei und es kitzelte ihrer Eitelkeit, wenn sie Dank einerntete. Aber nach der Ansicht des Champi war sie nur ein schlechtes Geschöpf und war Schuld, daß Frau Blanchet fast nichts aß und über ihre Kräfte arbeitete.

Indessen hatte der Champi sein siebzehntes Jahr erreicht und Frau Severa fand, daß er ein allerliebster Mensch war. Er hatte keine Aehnlichkeit mit den übrigen Bauernburschen, welche in diesem Alter gewöhnlich klein und plump sind und erst ein oder zwei Jahre später sich zu entwickeln und etwas zu werden beginnen. Er war schon groß und gut gewachsen; er hatte eine weiße Haut, selbst in der Erntezeit, und gelockte Haare, welche an der Wurzel dunkler und an der Spitze wie goldbraun waren. Er war zwar immer ärmlich gekleidet, aber er liebte die Reinlichkeit, wie Magdalena Blanchet es ihm gelehrt hatte, und so wie er war, hatte er etwas in seinem Wesen, was man an Anderen nicht fand. Severa bemerkte dies Alles nach und nach, und endlich gefiel es ihr so, daß sie sich vornahm, ihn ein wenig aufzuthauen. Sie war frei von Vorurtheilen und wenn sie sagen hörte: »es ist Schade, daß ein so hübscher Bursche ein Champi ist,« dann antwortete sie: »es ist nicht zu verwundern, wenn die Champi's hübsch sind, da die Liebe sie in die Welt gesetzt hat.«

Sie erdachte folgenden Plan um mit ihm zusammen zu kommen. Auf dem Markte in Saint-Denis de Fouhet verleitete sie Blanchet, daß er mehr trank, als er vertragen konnte, und als sie sah, daß er nicht mehr im Stande war, sich auf den Füßen zu erhalten, empfahl sie ihn seinen Bekannten aus dem Orte, daß sie ihn zu

Bett brachten. Dann sagte sie zu Franz, der mit seinem Herrn da war und Vieh auf den Markt gebracht hatte:

»Höre, Kleiner, ich lasse Deinem Herrn mein Pferd zurück, damit er morgen früh nachkommt; Du nimmst das Deinige, ich setze mich hinten auf und so bringst Du mich nach Haus.«

Der Vorschlag war nicht nach dem Geschmack unsers Franz. Er versicherte, das Pferd aus der Mühle sey nicht stark genug, um zwei Personen tragen zu können, und wollte Severen lieber auf seinem Pferde begleiten, während sie auf dem ihrigen ritt, indem er versicherte, daß er morgen ganz früh mit einem anderen Pferde wieder in Saint-Denis de Fouhet seyn werde, um seinen Herrn abzuholen. Aber Severa hörte gar nicht auf ihn, sondern sie befahl ihm zu gehorchen. Franz fürchtete sie, denn da Blanchet nur mit ihren Augen sah, so konnte sie ihn dahin bringen, daß er Franz verabschiedete, wenn er ihr nicht den Willen that, besonders da es um Johannis war. Er nahm sie daher hinter sich aufs Pferd, ohne zu ahnen, daß dieses am wenigsten das Mittel war, seinem Unsterne zu entgehen.

V.

Es dämmerte schon als sie ihren Weg antraten, und als sie durch den Teich von Rochefolle ritten, war es finstere Nacht. Der Mond war noch nicht über dem Holze heraufgestiegen und die Wege waren schlecht. Franz trieb seinen Schimmel an, damit er geschwind gehen sollte, denn er befand sich nicht wohl in Severa's Gesellschaft und wünschte wieder bei Frau Blanchet zu seyn.

Aber Severa, die keine solche Eile hatte, nach Hause zu kommen, fing an sich zu zieren und sagte, sie

fürchte sich, er solle langsam reiten, denn das Pferd scheine die Füße nicht mehr zu heben und könne wohl niederfallen.

»Nun, das wäre das erste Mal,« erwiederte Franz, ohne auf ihr Verlangen zu achten, »daß unser Schimmel auf die Knie fiele und betete; denn ohne ihn mi. einem Menschen vergleichen zu wollen, habe ich noch niemals gesehen, daß er fromm ist.«

»Du bist ein gescheider Mensch,« sagte Severa kichernd, als hätte er etwas recht Witziges und etwas ganz Neues gesagt.

»Ich weiß wohl, daß ich es nicht bin,« erwiederte Franz, welcher glaubte, sie wolle ihn verspotten.

»Du wirst doch nicht den Berg hinunter traben wollen?«

»Habt keine Angst, wir traben doch hinunter.«

Das Bergabtraben benahm der dicken Severa den Odem und hinderte sie am Sprechen, was ihr sehr unangenehm war, denn sie wollte den jungen Mann mit schönen Worten bethören. Aber sie wollte auch nicht merken lassen, daß sie nicht mehr jung und leicht genug war, um den angreifenden Ritt ohne Beschwerde ertragen zu können, und sie sprach daher ein Stück Wegs kein Wort.

Als sie aber in den Kastanienwald kamen, sagte sie:

»Du mußt anhalten, lieber Franz, der Schimmel hat ein Eisen verloren.«

»Was hilft mir das Anhalten; ich habe weder Nägel noch Hammer bei mir und kann es doch nicht wieder anschlagen.«

»Aber Du mußt doch das Eisen nicht liegen lassen; es kostet Geld. Steige ab, ich sage es Dir, und suche es.«

»Da könnte ich wohl zwei Stunden lang suchen, ehe ich es hier im Gestrüpp finde und meine Augen sind keine Laternen.«

»O ja,« erwiederte Severa mit einem halb schäckernden, halb freundschaftlichen Tone, »Deine Augen glänzen wie ein paar Leuchtkäfer.«

»Ihr seht sie also hinter meinem Hute?« versetzte Franz, dem diese Reden, die er nur für Hohn hielt, nicht viel Vergnügen machten.

»Jetzt sehe ich sie nicht,« erwiederte Severa mit einem tiefen Seufzer, »aber ich habe sie schon öfter gesehen.«

»Sie haben Euch nichts gesagt,« entgegnete der unschuldige Champi. »Ihr könnt sie immer in Ruhe lassen, denn sie haben Euch nie beleidigt und werden es auch uicht thun.«

»Wie alt seyd Ihr denn?« fragte jetzt Severa, indem sie es versuchte, ihn nicht mehr Du zu nennen, um ihm zu zeigen, daß sie ihn nicht wie einen Knaben behandeln wolle.

»Das weiß ich selbst nicht recht,« erwiederte der Champi, der sie zu durchschauen begann; »ich denke selten daran, meine Lebensjahre zu zählen.«

»Die Leute sagen, Ihr seyet siebzehn Jahre alt; aber ich wollte wetten, daß Ihr zwanzig seyd, denn Ihr seyd groß und stark und werdet bald einen Bart bekommen.«

»Das ist mir ganz gleichgiltig,« erwiederte Franz gähnend.

»Halt! halt!« rief sie, »Ihr reitet zu schnell, ich habe meinen Geldbeutel verloren.«

»Alle Wetter!« erwiederte Franz, der sie doch nicht für so schlau hielt als sie war, »dann müßt Ihr absteigen und ihn suchen, denn es verlohnt sich wohl die Mühe.«

Er stieg vom Pferde und half ihr auch herab; sie unterließ nicht, sich auf ihn zu stützen, und er bemerkte, daß sie schwerer war als ein Sack Getreide.

Sie stellte sich als suchte sie den Beutel, den sie in

der Tasche hatte, während Franz einige Schritte von ihr das Pferd hielt.

»Wollt Ihr mir nicht suchen helfen?« fragte sie.

»Ich muß die Stute halten, denn sie wittert ihr Füllen, und würde sich sogleich auf und davon machen, wenn ich sie losließe.«

Severa suchte unter den Füßen des Pferdes ganz nahe bei Franz, und dieser sah wohl, daß sie nichts verloren haben konnte als den Verstand.

»Wir waren noch gar nicht hier,« sagte er, »als Ihr den Beutel vermißtet, und es ist daher nicht möglich, daß Ihr ihn hier wieder findet.«

»Du glaubst wohl, daß es eine Finte ist, Schelm?« erwiederte sie, indem sie ihn am Ohre ziehen wollte.

Aber Franz wich zurück, denn er hatte keine Lust zum Scherzen.

»Nein,« sagte er, »wenn Ihr Euren Beutel gefunden habt, dann wollen wir machen, daß wir nach Haus kommen, denn ich bin müde und sehne mich nach Ruhe.«

»Dann wollen wir zusammen plaudern,« entgegnete Severa, als sie wieder hinter ihm saß; »dadurch vertreibt man sich die Langeweile des Weges.«

»Mir wird der Weg nicht langweilig,« versetzte der Champi.

»Das ist das erste schmeichelhafte Wort, das Du mir sagst, Franz.«

»Wenn es ein gescheidtes Wort ist, so habe ich es wider Willen gesagt, denn ich weiß sonst kein gescheidtes Wort zu sprechen.«

Severa fing an ärgerlich zu werden, aber sie hielt sich noch nicht für geschlagen.

»Der Mensch muß ein wahrer Einfaltspinsel seyn,« sagte sie zu sich selbst. »Wenn ich ihn nur vom rechten Wege abbringen könnte, dann würde er sich wohl ein wenig mit mir aufhalten müssen.«

Sie versuchte es, ihn irre zu leiten, indem sie ihm sagte, es gehe links, wenn er rechts wollte.

»Du wirst den Weg verfehlen,« sagte sie zu ihm; »Du reitest ihn zum ersten Male, aber ich kenne ihn besser als Du. Höre doch auf mich, oder willst Du, daß ich die Nacht im Walde zubringe?«

Aber wenn Franz einen Weg nur ein einziges Mal passirt war, dann kannte er ihn so genau, daß er ihn nach einem Jahre wieder gefunden hätte.

»Nein, nein,« erwiederte er, »es geht hierhin, ich bin nicht irre. Die Stute weiß den Weg ebenfalls und ich habe auch nicht Lust, im Walde zu schlafen.«

So kamen sie nach dem Dorfe Dollin, wo Severa wohnte, ohne daß sich Franz nur eine Viertelstunde hätte aufhalten lassen und ohne daß er ihren schönen Reden im Geringsten sein Ohr geöffnet hätte. Sie wollte ihm zureden, bei ihr zu bleiben, indem sie ihm vorstellte, daß es zu dunkel, daß das Wasser gestiegen und die Furth zu tief sey. Aber der Champi achtete alle diese Gefahren nicht; er war des vielen Geschwätzes müde, setzte seinem Schimmel die Fersen in die Seite und galoppirte fort, ohne etwas zu antworten. So erreichte er in kurzem die Mühle, wo Magdalena, besorgt über sein langes Außenbleiben, ihn erwartete.

Der Champi erzählte ihr nichts von dem, was Severa ihm zu verstehen gegeben hatte, denn er wagte es nicht einmal daran zu denken.

Aber während der Nacht überlegte sich Severa die Sache genauer und es kam ihr vor, daß er nicht sowohl einfältig sey, als daß er sie verachtet habe. Dieser Gedanke erhitzte ihr das Gehirn und die Galle, und Pläne der Rache zogen ihr durch den Kopf.

Als daher Blanchet den anderen Morgen halb nüchtern wieder zu ihr kam, gab sie ihm zu verstehen, daß sein Mühlknecht ein unverschämter Bursche sey, daß sie

ihn habe im Zaum halten und ihm den Schnabel mit einem Ellbogenstoß wischen müssen, weil er sich habe beigehen lassen, ihr Süßigkeiten zu sagen und sie zu küssen, als sie durch den Wald gekommen waren.

Es bedurfte nicht so viel, um Blanchet aufzubringen, aber sie glaubte, es sey noch nicht genug und sie fing an ihn damit aufzuziehen, daß er in seinem Hause und bei seiner Frau einen Knecht ließ, mit dem sich diese wohl recht gut die Zeit vertreiben werde.

Das machte Blanchet mit einemmale eifersüchtig auf seine Geliebte und auf seine Frau; er nahm seinen Knotenstock, drückte den Hut auf den Kopf und lief ohne ein Wort zu sagen spornstreichs nach der Mühle.

Zum Glück fand er den Champi nicht. Er war beschäftigt, einen Baum zu fällen und zuzurichten, den Blanchet in Guerin gekauft hatte, und er wurde vor Abend nicht zurück erwartet. Er hätte ihn gern bei seiner Arbeit aufgesucht, aber er fürchtete, wenn er seine Eifersucht merken ließ, daß die jungen Leute aus der Mühle in Guerin ihn deshalb verhöhnen möchten, denn er hatte allerdings bei seinem Betragen gegen seine Frau kein Recht, eifersüchtig auf sie zu seyn.

Er würde auf die Nachhausekunft des Franz gewartet haben, aber es war ihm zu langweilig, den ganzen Tag zu Hause zu bleiben, und der Streit, den er mit seiner Frau anfangen wollte, hätte ihn auch nicht den ganzen Tag beschäftigt. Man kann sich nicht lange zanken, wenn man sich allein zankt.

Uebrigens hätte er sich wohl über das Gespött wie über die Langeweile hinweggesetzt, wenn er dagegen das Vergnügen haben konnte, den Champi tüchtig durchzubläuen. Aber unterwegs hatte er sich die Sache ein wenig überlegt, und es war ihm eingefallen, daß dieser Unglücks-Champi kein Kind mehr war, daß er in das Alter gekommen war, wo er sich die Liebe in den Kopf setzen, wo

er sich aber auch seiner Haut wehren könnte. Er suchte daher zu einem Entschlusse zu kommen, indem er schweigend einen Schoppen trank, und zugleich dachte er nach, was er seiner Frau sagen sollte, denn er wußte keinen Anfang zu finden.

Als er gekommen war, hatte er in mürrischem Tone zu ihr gesagt, daß er mit ihr zu sprechen habe, und sie war nach ihrer Gewohnheit dageblieben, traurig, ein wenig stolz und ohne ein Wort zu sprechen.

»Ich habe Dir etwas zu sagen,« begann er endlich, »und wenn Du die Frau wärest, die Du zu seyn scheinst und für die man Dich hält, so würdest Du nicht gewartet haben, daß ich Dich darauf aufmerksam mache.«

Er hielt inne, als müsse er Odem schöpfen; aber in der Wirklichkeit schämte er sich dessen, was er sagen wollte; denn die Tugend stand so deutlich in Magdalenens Gesicht geschrieben wie ein Gebet im Meßbuche.

Magdalena unterstützte ihn nicht in seiner Rede; sie sprach kein Wort und erwartete das Ende; denn sie glaubte, er wolle ihr Vorwürfe wegen einer Ausgabe machen, und war weit entfernt zu ahnen, was er im Sinne hatte.

»Du thust, als verständest Du mich nicht,« fuhr der Müller fort, »und es ist doch deutlich genug. Er muß so bald als möglich aus dem Hause, das sage ich Dir, denn ich kann ihn nicht mehr ansehen.«

»Aber, mein Gott, von wem sprichst Du denn?« fragte Magdalena erschrocken.

»Von wem ich spreche? Du weißt es also nicht?«

»Nein, wie sollte ich es wissen?«

»Du wirst mich noch wüthend machen!« brüllte Blanchet so laut wie ein Stier. »Ich sage Dir, daß ich diesen Champi nicht länger im Hause dulde, und wenn er morgen früh noch hier ist, werde ich ihm nachdrücklich den

Weg zeigen, wenn er nicht etwa will, daß ich ihn unters Mühlrad werfe.«

»Das sind keine verständigen Reden, Blanchet,« erwiederte Magdalena, die sich nicht enthalten konnte, so weiß wie ihre Haube zu werden. »Du wirst Deine Wirthschaft ganz herunterbringen, wenn Du diesen Menschen fortschickst, denn Du wirst nie einen anderen finden, der die ganze Arbeit so gut macht und mit so wenigem Lohn zufrieden ist. Was hat Dir denn der arme Junge gethan, daß Du ihn so mit einem Male verabschieden willst?«

»Er macht mich zum Gespötte der ganzen Gegend, und das habe ich nicht Lust zu werden. Er spielt den Herrn in meinem Hause, und die Arbeit, die er macht, verdiente mit Stockprügeln bezahlt zu werden.«

Es bedurfte einige Zeit, ehe Magdalena verstand, was ihr Mann eigentlich sagen wollte. Sie hatte nicht die entfernteste Idee davon und führte ihm alle möglichen Gründe an, die sie auffinden konnte, um ihn zu beruhigen und ihn von seinem Einfalle abzubringen.

Aber alle ihre Mühe war vergebens; er wurde nur noch hitziger, und als er sah, wie sehr es sie bekümmerte, ihren guten Diener Franz zu verlieren, erwachte seine Eifersucht von neuem, und er sagte ihr in dieser Beziehung so harte Worte, daß ihr endlich die Augen aufgingen und sie vor Scham, vor Stolz und vor tiefem Kummer in heiße Thränen ausbrach.

Dadurch wurde die Sache nur immer schlimmer. Blanchet schwur, daß sie in diese Armenhausbrut verliebt sey, daß er sich deshalb an ihrer Stelle schäme, und daß er, wenn sie den Champi nicht unverzüglich aus dem Hause entfernte, ihn ganz gewiß todtschlagen und wie sein Getreide zermalmen werde.

Hierauf antwortete sie ihm mit lauterer Stimme als sie sonst gewohnt war, daß es ihm allerdings frei stehe, wen er wolle aus dem Hause zu entfernen, nicht aber

seine rechtschaffene Frau zu beleidigen und zu beschimpfen, und daß sie sich deshalb bei dem lieben Gott und bei den Heiligen des Paradieses wie über eine Ungerechtigkeit beklagen werde, die zu empörend sey und ihr zu viel Schmerz verursache. Und so kam es von einem Worte zum anderen dahin, daß sie, ohne es eigentlich selbst zu wollen, ihm seine eigene schlechte Aufführung vorwarf und ihm den sehr wahren Grundsatz anzuhören gab, daß man das Unrecht, welches man unter seinem eigenen Hute fühlt, immer Anderen gern aufzubürden sucht.

So wurde die Sache immer schlimmer, und als Blanchet sah, daß er im Unrecht war, wußte er sich mit nichts als mit Wuth zu helfen. Er drohte Magdalenen, ihr den Mund mit ein paar Ohrfeigen zu schließen, und er würde es gethan haben, wäre nicht Johannes durch den Lärm herbeigelockt worden und zwischen sie getreten, ohne zu wissen, was sie mit einander hatten, aber ganz blaß und erschrocken über den heftigen Zank. Blanchet wollte ihn fortschicken, aber er fing an zu weinen, was dem Vater Gelegenheit gab zu sagen, daß er schlecht erzogen, ein Duckmäuser und Schreihals sey und daß seine Mutter nichts Gutes aus ihm machen werde. Dann stand er auf und schwang seinen Stock in der Luft, indem er schwur, er wolle den Champi auf der Stelle umbringen.

Als Magdalena ihn in dieser rasenden Wuth sah, warf sie sich ihm entgegen, und mit solcher Herzhaftigkeit, daß er aus der Fassung kam, und es geschehen ließ, daß sie ihm den Stock aus der Hand riß und ihn aus dem Fenster bis in den Bach warf. Dann sagte sie zu ihm, indem sie ihm fest ins Gesicht blickte:

»Mache Dich nicht unglücklich, indem Du Deinem hitzigen Kopfe folgst. Bedenke, daß ein Unglück bald geschehen ist, wenn man sich vor Wuth nicht mehr kennt, und wenn Du kein menschliches Gefühl mehr hast, dann

denke wenigstens an Dich selbst und an die Folgen, die eine böse Handlung für das Leben eines Menschen haben kann. Schon längst führst Du ein schlechtes Leben und Du gehst im Galopp immer weiter auf dem bösen Wege. Ich will Dich wenigstens heute abhalten, Dich in ein noch größeres Verbrechen zu stürzen, welches in dieser Welt und in jener seine Strafe erhalten würde. Du sollst Niemanden umbringen, Du magst lieber wieder dahin zurückkehren, woher Du gekommen bist, als daß Du darauf bestehst, Dich für einen Schimpf zu rächen, der Dir nicht angethan worden ist. Geh', ich rathe es Dir zu Deinem eigenen Vortheile; es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich Dir einen Rath gebe. Du wirst darauf hören, weil Du sehen wirst, daß ich deshalb nicht den Respect aus den Augen setze, den ich Dir schuldig bin. Ich schwöre Dir bei meiner Ehre und bei meiner Seligkeit, daß der Champi morgen nicht mehr im Hause seyn soll und daß Du ihn nicht wieder sehen wirst, wenn Du hierher kommst.«

Nachdem Magdalena dies gesagt hatte, öffnete sie die Hausthür, um ihren Mann hinaus zu lassen, und Blanchet, der noch ganz bestürzt war, sie in diesem Tone sprechen zu hören, und dem es im Grunde nicht unlieb war, sich entfernen zu können und seinen Willen durchgesetzt zu haben, ohne daß seine Haut in Gefahr gekommen war, setzte seinen Hut auf den Kopf, und machte sich, ohne ein Wort zu sprechen, nach Severa's Dorf auf den Weg. Er rühmte sich zwar gegen sie und gegen Andere, daß er seiner Frau und dem Champi den Stock habe fühlen lassen; da dies aber eine Lüge war, so freute sich die Severa umsonst.

Als Magdalena ganz allein war, schickte sie den Johannes mit ihren Schafen und ihrer Ziege auf das Feld, und suchte dann in der Nähe der Mühlschleuße eine Stelle auf, die vom Wasser umgeben war und wo die alten abgehauenen Baumstämme so viele Wurzelschößlinge

getrieben hatten, daß man einen Menschen nicht zwei Schritte weit sah. Hierher flüchtete sie sich oft, wenn sie dem lieben Gott ihren Kummer anvertrauen wollte, weil sie hier nicht gestört war und sich hinter dem hohen Gestrüpp verbergen konnte wie ein Wasserhuhn in seinem Blätterneste.

Sobald sie hier war, fiel sie auf beide Knie nieder und sprach ein herzinniges Gebet, dessen sie sehr bedurfte und von dem sie große Stärkung hoffte. Aber sie konnte an nichts denken als an den armen Champi, den sie fortzuschicken gezwungen war und der sie doch so sehr liebte, daß die Trennung von ihr sein Tod seyn mußte. Sie konnte also dem lieben Gott nichts sagen, als daß sie zu unglücklich sey, ihre einzige Stütze zu verlieren und sich von dem Kinde ihres Herzens trennen zu müssen. Und dann weinte sie so heftig, daß es zu verwundern war, wie sie es aushielt; das Schluchzen erstickte sie so sehr, daß sie endlich der Länge nach auf den Rasen fiel und über eine Stunde lang besinnungslos liegen blieb.

Beim Einbruch der Dunkelheit suchte sie sich jedoch zu fassen, und da sie den Johannes singend mit dem Vieh nach Hause kommen hörte, stand sie so gut es gehen wollte auf und ging nach Haus, um das Abendessen zu bereiten. Bald darauf hörte sie die Ochsen ankommen, welche die gefällte Eiche brachten, und sogleich lief Johannes fröhlich seinem lieben Franz entgegen, nach dem er sich schon den ganzen Tag gesehnt hatte. Den armen Johannes hatte es betrübt als er sah, daß sein Vater so zornig gegen die Mutter war, und er hatte auf dem Felde geweint, ohne zu begreifen, was zwischen ihnen vorgefallen seyn mochte. Aber Kinderthränen und Morgenthau sind nicht von Dauer, und er hatte Alles schon wieder vergessen. Er nahm Franz bei der Hand und führte ihn, neben ihm herspringend wie ein junges Reh, zu Magdalenen.

Der Champi hatte nicht nöthig, die Müllerin zweimal anzublicken, um ihre rothen Augen und ihr blasses Gesicht zu sehen. »Mein Gott!« sagte er zu sich selbst, »es ist ein Unglück im Hause geschehen,« und er fing auch an, blaß zu werden und zu zittern und sah Magdalenen an, in der Meinung, daß sie mit ihm sprechen werde. Aber sie ließ ihn niedersetzen und gab ihm sein Abendbrot ohne etwas zu sagen; doch konnte er keinen Bissen hinunterbringen. Johannes aß und plauderte ganz allein, denn er hatte keine Sorgen, weil seine Mutter ihn von Zeit zu Zeit umarmte und zum Essen aufforderte.

Als er zu Bett war und während die Magd die Stube aufräumte, ging Magdalena hinaus und winkte dem Franz, mit ihr zu kommen. Sie ging über die Wiese bis an den Brunnen; hier raffte sie allen ihren Muth zusammen und sagte zu dem Champi:

»Mein gutes Kind, das Unglück ist über Dich und mich gekommen und der liebe Gott hat uns einen harten Schlag geschickt. Du siehst, wie sehr ich leide; also aus Liebe zu mir gib Dir Mühe, daß Dein Herz nicht zu schwach ist; denn wenn Du mich nicht unterstützest, dann weiß ich nicht, was aus mir werden soll.«

Franz errieth noch nichts, obgleich er schon vermuthete, daß das Unglück von Blanchet kam.

»Was saget Ihr, Frau Blanchet?« erwiederte er, indem er Magdalenen die Hände küßte, ganz als ob sie seine Mutter gewesen wäre. »Wie könnt Ihr glauben, daß es mir an Kraft fehlen wird, Euch zu trösten und zu unterstützen? Bin ich nicht Euer Diener, so lange ich auf der Erde leben werde? bin ich nicht Euer Kind, das für Euch arbeiten wird und das jetzt schon so viel Kräfte hat, um es Euch an nichts fehlen zu lassen? Mag Blanchet machen was er will, laßt ihm das Seinige durchbringen, wenn es seine Absicht ist. Ich werde Euch ernähren, ich werde Euch Kleider geben, Euch und unserem

Johannes. Wenn es seyn muß, daß ich Euch auf einige Zeit verlasse, werde ich mich hier in der Nähe vermiethen, um Euch alle Tage sehen und des Sonntags bei Euch seyn zu können. Ich bin stark genug um pflügen zu können und soviel Geld zu verdienen als Ihr brauchet. Ihr seyd so ordentlich und brauchet so wenig! Ihr sollt Euch dann nicht mehr so sehr wegen Anderer einschränken; Ihr sollt es besser haben als jetzt. Frau Blanchet, meine gute Mutter! beruhigt Euch und weinet nicht, denn wenn Ihr weinet, dann glaube ich sterbe ich vor Herzeleid.«

Da Magdalena sah, daß er nichts errieth und daß sie ihm Alles sagen mußte, befahl sie ihre Seele dem lieben Gott und entschloß sich zu dem großen Kummer, den sie ihm bereiten mußte.

VI.

»Mein Sohn, mein guter Franz,« sagte sie zu ihm, »davon ist nicht die Rede. Mein Mann ist nicht heruntergekommen, soviel ich seine Vermögensverhältnisse zu beurtheilen weiß, und wenn es weiter nichts wäre als die Furcht vor der Armuth, dann würdest Du mich nicht so bekümmert sehen. Wer Lust hat zu arbeiten, braucht den Mangel nicht zu fürchten. Da ich es Dir sagen muß, was mir das Herz abdrücken will, so erfahre denn, daß Blanchet aufgebracht gegen Dich ist und Dich nicht mehr im Hause dulden will.«

»Das ist's?« sagte Franz aufstehend; »nun dann mag er mich gleich umbringen, denn nach einem solchen Unglücke könnte ich doch nicht mehr leben! Ja, er mag es thun, denn ich bin ihm längst im Wege und ich weiß es wohl, daß er es auf mein Leben abgesehen hat. Wo ist er? ich will zu ihm gehen und ihm sagen, daß er mir erklären

soll, warum er mich nicht mehr im Hause leiden will. Vielleicht kann ich ihm auf seine schlechten Gründe antworten; und wenn er darauf besteht, dann soll er es sagen, damit ... damit ... ich weiß nicht mehr was ich sage, Magdalena, wahrhaftig ich weiß es nicht; ich kenne mich nicht mehr, ich kann nicht mehr hell sehen, das Herz vergeht mir und der Kopf wirbelt mir! ich glaube ich sterbe, oder ich werde wahnsinnig.«

Und der arme Champi warf sich auf die Erde und schlug sich mit beiden Fäusten an die Stirn, wie an dem Tage, als die Sabelle ihn wieder in das Armenhaus hatte bringen wollen.

Als Magdalena dies sah, kehrte ihr Muth zurück. Sie ergriff seine Hände, seine Arme und schüttelte ihn so sehr, bis sie ihn endlich zwang, sie anzuhören.

»Wenn Du nicht mehr guten Willen und Folgsamkeit hast als ein Kind,« sagte sie zu ihm, »dann verdienst Du nicht, daß ich soviel Liebe zu Dir habe und Du machst meiner Erziehung Schande. Stehe auf, Du bist ein Mann und für einen Mann schickt es sich nicht, sich auf der Erde herum zu wälzen, wie Du thuest. Höre mich an, Franz, und sage mir, ob Du mich genug liebst, um Deinen Kummer überwinden und eine kurze Zeit leben zu können, ohne mich zu sehen. Sieh, mein Sohn, es geschieht um meiner Ruhe und um meiner Ehre willen, weil mir mein Mann außerdem Leiden und Demüthigungen zufügen würde. Du mußt mich also heute aus Freundschaft verlassen, wie ich Dich bis jetzt aus Freundschaft bei mir behalten habe; denn man kann die Freundschaft auf verschiedene Art beweisen, je nach Zeit und Umständen. Und Du mußt mich sogleich verlassen, denn um Blanchet zu verhindern, in der Hitze einen bösen Streich zu begehen, habe ich ihm versprochen, daß Du morgen früh nicht mehr im Hause seyn sollst. Morgen ist der Johannistag und Du mußt Dir einen Dienst suchen, aber nicht in der Nähe,

denn wenn wir uns oft sehen könnten, dann wäre es nach Blanchet's Meinung noch schlimmer.«

»Aber was ist denn seine Meinung, Magdalena? Was hat er denn an mir auszusetzen? was habe ich denn Böses gethan? Glaubt er immer noch, daß Ihr Geld ausgebet, um mir Gutes zu thun? Das kann nicht seyn, denn jetzt bin ich in Eurem Dienste; ich esse nicht mehr als bis ich satt bin, und lasse nicht einen Strohhalm aus dem Hause tragen. Vielleicht glaubt er, daß ich meinen Lohn dafür bekomme und daß dieser zu hoch ist. Laßt mich meiner Idee folgen und mit ihm sprechen, um ihm zu erklären, daß ich seit dem Tode meiner armen Mutter Sabelle niemals einen einzigen kleinen Thaler von Euch angenommen habe; oder wenn Ihr nicht wollt, daß ich ihm dies sage . . . und es ist wahr, wenn er es wüßte, würde er das Geld von Euch zurückfordern, das Ihr zu Wohlthaten verwendet habt . . . nun gut, so will ich ihm den Vorschlag für den jetzigen Termin machen und will mich erbieten, ihm umsonst zu dienen. Dann kann ich ihm nicht mehr zu kostspielig seyn und er wird mir erlauben, bei Euch zu bleiben.«

»Nein, nein, Franz,« erwiederte Magdalena rasch, »das geht nicht, und wenn Du ihm so etwas sagtest, würde er nur noch wüthender auf Dich und auf mich werden, und es könnte ein Unglück daraus entstehen.«

»Aber warum denn? was hat er denn? macht es ihm denn nur Vergnügen, uns Kummer zu verursachen, indem er sich mißtrauisch stellt?«

»Mein guter Franz, frage mich nicht nach dem Grunde seines Zornes gegen Dich; ich kann ihn Dir nicht sagen. Ich müßte mich um seinetwillen zu sehr schämen und es ist besser für uns Alle, wenn Du gar nicht den Versuch machst, es Dir zu erklären. Was ich Dir sagen kann, ist, daß Du Deine Pflicht gegen mich erfüllst, wenn Du gehst. Du bist jetzt groß und stark, Du kannst mich

entbehren, und Du wirst Dich anderwärts sogar besser stehen, da Du nichts von mir annehmen willst. Alle Kinder verlassen ihre Mutter, um arbeiten zu gehen, und manche entfernen sich sehr weit in fremde Länder. So mußt Du es auch machen, und ich werde mich grämen wie alle anderen Mütter, ich werde weinen, ich werde an Dich denken, und werde den lieben Gott Früh und Abends bitten, daß er Dich vor Schaden bewahre.«

»Ja, und Ihr werdet einen andern Knecht nehmen, der Euch vielleicht schlecht bedienen, der Euren Johannes und Euer Hab und Gut nicht in Acht nehmen, der Euch vielleicht hassen wird, weil Blanchet es ihm befiehlt, nicht auf Euch zu hören, und der ihm Alles sagen wird, was Ihr Gutes thut und was er als etwas Böses darstellen wird. Und Ihr werdet unglücklich seyn und ich werde nicht da seyn, um Euch zu vertheidigen und Euch zu trösten. Ach, Ihr glaubt, daß ich keinen Muth habe, weil mir dies Kummer macht? Ihr glaubt, daß ich nur an mich denke, und Ihr saget mir, daß ich Nutzen davon habe, wenn ich anderwärts bin! Ich denke bei dem Allen nicht an mich. Was kümmert es mich, ob ich gewinne oder verliere? Ich denke nicht immer daran, wie ich meinen Kummer überwinden will. Mag ich davon sterben oder leben bleiben, wie es Gottes Wille ist; mir ist es gleichgiltig, wenn ich mein Leben nicht für Euch anwenden kann. Was mich ängstiget und was ich nicht ertragen kann, ist, weil ich Euren Kummer voraussehe. Er wird jetzt Euch unter die Füße treten und er hat mich nur deshalb auf die Seite gebracht, um desto bequemer Eure Rechte verletzen zu können.«

»Wenn dies auch der liebe Gott erlaubte,« erwiederte Magdalena, »so muß man zu erdulden wissen, was man nicht zu hindern vermag. Man muß besonders das Unglück nicht vergrößern, indem man sich dagegen auflehnt. Bedenke, daß ich schon unglücklich genug bin,

und überlege, wie ich es noch viel mehr seyn würde, wenn ich erführe, daß Du krank bist, daß Du die Lust zum Leben verloren hättest und daß Du Dich nicht trösten wolltest, anstatt daß ich ein wenig Erleichterung meines Kummers fände, wenn ich erführe, daß Du Dich gut beträgst und daß Du aus Liebe zu mir Deinen Muth und Deine Gesundheit aufrecht erhältst.«

Dieser letzte Grund gab Magdalenen gewonnenes Spiel. Der Champi ergab sich darein und versprach ihr, auf beiden Knien liegend, wie man in der Beicht verspricht, sein Möglichstes zu thun, um seinen Kummer muthig zu ertragen.

»Nun,« sagte er, indem er sich die Thränen aus den Augen trocknete, »so will ich morgen ganz früh fortgehen und hier von Euch Abschied nehmen, meine gute Mutter Magdalena! Lebt wohl, vielleicht für das ganze Leben, denn Ihr sagt mir nicht, ob ich Euch jemals wiedersehen und wieder mit Euch sprechen soll. Wenn Ihr glaubt, daß dieses Glück mir nicht mehr zu Theil werden wird, dann sagt mir nichts davon, denn ich würde den Muth zum Leben verlieren. Laßt mich die Hoffnung behalten, Euch einst wiederzusehen, hier, bei diesem geliebten Brunnen, wo ich Euch vor beinahe eilf Jahren zum ersten Male gesehen habe. Seit diesem Tage bis heute ist es mir nur wohl gegangen, und das Glück, welches der liebe Gott und Ihr mir gegeben habt, darf ich nicht vergessen, sondern muß es im Andenken behalten, damit es mir behilflich ist, von morgen an die Zeit und das Schicksal zu nehmen wie es kommt. Ich gehe mit einem von Angst und Schmerz zerfleischten Herzen, wenn ich bedenke, daß ich Euch unglücklich zurücklasse, und indem ich von Euch gehe, Euch des besten Freundes beraube; aber Ihr habt mir gesagt, daß Ihr nur um so trostloser seyn würdet, wenn ich nicht alles Mögliche thäte, um mich zu trösten. Ich will mich also trösten so gut ich kann, indem ich an Euch denke,

denn Eure Freundschaft ist mir viel zu lieb, als daß ich sie durch Muthlosigkeit verscherzen sollte. Lebt wohl, Frau Blanchet; laßt mich ein wenig hier allein, ich werde mich besser befinden, wenn ich mich recht ausgeweint habe. Wenn ein paar Thränen von mir in diesen Brunnen fallen, dann werdet Ihr um so gewisser an mich denken, so oft Ihr hierher kommt, um zu waschen. Ich will auch ein paar Stängel Münze hier pflücken und in meine Wäsche legen, die ich sogleich nachher zusammenpacken will, und so lange ich den Geruch davon an mir verspüre, werde ich mir einbilden daß ich hier bin und Euch sehe. Lebt wohl, meine gute Mutter, lebt wohl, ich will nicht mit Euch in die Mühle gehen. Ich könnte wohl meinen Johannes noch einmal küssen, ohne ihn aufzuwecken, aber ich fühle, daß ich nicht die Kraft dazu habe. Küßt ihn in meinem Namen, und damit er nicht um mich weint, sagt ihm morgen früh, daß ich bald wieder komme. Indem er mich erwartet, wird er mich dann ein wenig vergessen, und später erzählt Ihr ihm wieder von seinem armen Franz, damit er mich nicht ganz vergißt. Gebt mir Euren Segen, Magdalena, wie Ihr mir ihn am Tage meiner ersten Communion gegeben habt; ich bedarf seiner, um der Gnade Gottes theilhaftig zu werden.«

Mit diesen Worten fiel der arme Champi auf beide Knie und bat Magdalenen noch, ihm zu verzeihen, wenn er sie jemals wider seinen Willen mit irgend etwas beleidigt haben sollte.

Magdalena schwur, daß sie ihm nichts zu verzeihen habe und daß sie ihm einen Segen gebe, dessen Wirkung sie eben so heilbringend zu machen wünsche als den Segen Gottes.

»Nun, Magdalena,« sagte Franz, »da ich jetzt wieder Champi werde und Niemand mehr mich lieben wird, wollt Ihr mich nicht noch einmal küssen, wie Ihr mich am Tage meiner ersten Communion aus Freundschaft geküßt

habt? Ich muß mich daran erinnern können, um überzeugt zu seyn, daß Ihr in Eurem Herzen fortfahret, Mutterstelle an mir zu vertreten.«

Magdalena umarmte und küßte den Champi in dem nämlichen frommen und reinen Geiste, als da er noch ein kleines Kind war. Aber wenn Jemand es gesehen hätte, würde man Blanchet Recht gegeben haben, daß er ihr zürnte, und man hätte diese tugendhafte Frau getadelt, der kein böser Gedanke in den Sinn kam und der die Jungfrau Maria selbst das was sie that, nicht zum Verbrechen gemacht hätte.

Sie ging nach Haus, wo sie die ganze Nacht kein Auge schloß. Sie hörte wohl, daß Franz auch nach Haus kam und in der Kammer neben der ihrigen seine Sachen zusammenpackte, und sie hörte ihn auch beim ersten Scheine des Morgens das Haus verlassen. Aber sie stand nicht eher auf, als bis er schon ein wenig fern war, um seinen Muth nicht in Schwachheit zu verwandeln, und als sie ihn über den Mühlsteg gehen hörte, machte sie ganz leise ihre Thür ein wenig auf, ohne sich zu zeigen, um ihn noch einmal aus der Ferne zu sehen. Sie sah, wie er stehen blieb und den Bach und die Mühle ansah, als wollte er Abschied von ihnen nehmen. Und dann ging er rasch fort, nachdem er ein Pappelblatt abgepflückt und auf seinen Hut gesteckt hatte, wie man thut, wenn man sich vermiethen will, um zu zeigen, daß man einen Dienst sucht.

Meister Blanchet kam gegen Mittag und sprach kein Wort bis seine Frau zu ihm sagte:

»Du mußt nach einem andern Mühlburschen gehen, denn Franz ist fort und wir haben nun Niemanden in der Mühle.«

»Es ist gut, Frau,« erwiederte Blanchet, »ich werde gehen; aber ich sage Dir im voraus, daß Du Dir auf keinen jungen Rechnung machen darfst.«

Das war der ganze Dank, den er ihr für ihren Ge-

horsam zu sagen wußte, und dies schmerzte sie so sehr, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihm darauf zu entgegnen:

»Ich habe nach Deinem Willen gethan, Blanchet; ich habe einen guten Menschen fortgeschickt ohne Grund und höchst ungern, ich läugne es nicht. Ich verlange nicht, daß Du mir dafür dankst, aber das erwarte ich wenigstens von Dir, daß Du mir keinen Schimpf anthust, denn das verdiene ich nicht.«

Sie sagte dies in einem Tone, den Blanchet nicht von ihr gewohnt war und der Eindruck auf ihn machte.

»Weißt Du was, Frau,« sagte er, indem er ihr die Hand reichte, »wir wollen über diesen Punkt Frieden machen und nicht mehr daran denken. Vielleicht bin ich ein wenig zu barsch in meinen Worten gewesen; aber siehst Du, ich hatte meine Gründe, dem Champi nicht zu trauen. Das sind Kinder, die der Teufel in die Welt gesetzt hat und von denen er nicht abläßt. Wenn sie auf der einen Seite brauchb're Menschen sind, so sind sie auf einer anderen Bösewichter. Ich weiß wohl, daß ich nicht leicht einen so fleißigen Menschen finden werde, wie diesen; aber der Teufel, der sein Vater ist, hat ihm bösen Rath in die Ohren geflüstert und ich weiß eine Frau, die sich darüber zu beklagen gehabt hat.«

»Diese Frau ist nicht die Deinige,« erwiederte Magdalena, »und es ist möglich, daß sie lügt. Wenn sie aber auch die Wahrheit gesagt hat, so ist es noch kein Grund, mich im Verdacht zu haben.«

»Wer sagt denn, daß ich Dich im Verdacht habe?« versetzte Blanchet, die Achseln zuckend; »mein Verdacht ging nur auf ihn, und jetzt, da er fort ist, denke ich nicht mehr daran. Wenn ich Dir etwas gesagt habe, was Dir mißfallen hat, so denke, daß es Scherz gewesen ist.«

»Dieser Scherz ist nicht nach meinem Sinn,« entgeg-

nete Magdalena; »behalte ihn für Leute, denen er gefällt.«

In den ersten Tagen ertrug Magdalena Blanchet ihren Kummer mit ziemlicher Fassung. Sie erfuhr von ihrem neuen Knechte, der Franz am Vermiethungstage gesprochen, daß er sich für achtzehn Pistolen jährlich an einen Mann in der Nähe von Aigurande verdungen hatte, der eine große Mühle und viel Feld besaß. Es freute sie, daß er einen guten Dienst gefunden und sie that ihr Möglichstes, um ihre Arbeiten zu besorgen, ohne zu sehr an ihn zu denken. Aber wider ihren Willen war ihr Kummer über seinen Verlust zu groß und sie litt lange an einem leichten Fieber, das sie ganz unmerklich aufzehrte, ohne daß Jemand darauf achtete. Franz hatte wohl gesagt, daß er sie um ihren besten Freund brachte, indem er von ihr ging. Sie fühlte sich einsam, weil sie Niemanden um sich hatte, mit dem sie sprechen konnte. Sie beschäftigte sich zwar desto mehr mit ihrem Johannes, der auch wirklich ein lieber Junge und so gutherzig war wie ein Lamm.

Aber außer daß er noch zu jung war, um Alles zu verstehen, was sie dem Franz gesagt haben würde, bewies er ihr auch nicht die nämliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit, als der Champi in seinem Alter gethan hatte. Johannes liebte zwar seine Mutter und sogar mehr als die meisten anderen Kinder, weil sie eine Mutter war, wie man sie nicht alle Tage findet; aber er war ihr nicht so dankbar und so anhänglich als Franz, denn er fand es ganz natürlich, daß er von ihr geliebt und gehätschelt wurde; er nahm es hin wie eine Sache, die ihm zukam. Dagegen erkannte der Champi auch die geringste Wohlthat an und zeigte sich so dankbar dafür durch seine Aufführung, durch seine Art zu sprechen, sie anzublicken, zu erröthen und zu weinen, daß Magdalena, wenn er bei ihr war, vergessen hatte, daß ihre Ehe ohne Freuden, ohne Liebe und ohne Trost war.

Sie dachte immer wieder an ihr Unglück, wenn sie allein war und rief sich selbst ins Gedächtniß zurück, wie vielen Gram und Verdruß seine Gesellschaft von ihr abgehalten hatte. Sie hatte Niemanden mehr, mit dem sie lesen konnte, der mit ihr und so wie sie an dem Elende Anderer Theil nahm, der aus demselben Herzen mit ihr betete und auch einmal in allen Ehren fröhlich mit ihr scherzte. Alles was sie sah, Alles was sie that, machte ihr keine Freude mehr und erinnerte sie nur an die Zeit, wo sie den guten, ruhigen und freundlichen Gesellschafter um sich gehabt hatte. Wenn sie in ihren Weingarten oder zu ihren Obstbäumen oder in die Mühle ging, sah sie nirgends einen Winkel so groß wie die Hand, wo sie nicht zehntausendmal mit dem kleinen Knaben gewesen war, als er sich noch an ihren Rock festhielt, oder mit dem wackeren und treuen Diener an ihrer Seite. Es war ihr als ob sie einen Sohn von großen Fähigkeiten und von großen Hoffnungen verloren hätte, und wie sehr sie auch den liebte, der ihr geblieben war, so gab es doch eine Hälfte ihres Herzens, die sie mit nichts auszufüllen wußte.

Ihr Mann, der ihre Kränklichkeit bemerkte und dem ihre stille Traurigkeit weh that, fürchtete, daß sie ernstlich krank werden möchte, und es würde ihm nicht lieb gewesen seyn, wenn er sie hätte verlieren sollen, weil sie seine Wirthschaft in guter Ordnung hielt und das ersparte, was er durchbrachte. Da S e v e r a ihn nicht in seiner Mühle leiden wollte, so sah er wohl ein, daß in diesem Theile seines Besitzthums Alles zurückgehen würde, wenn M a g d a l e n a ihm nicht mehr vorstand, und obgleich er sie nach seiner Gewohnheit fortwährend tadelte und sich beklagte, daß sie nicht genug Sorgfalt auf das Hauswesen verwendete, so wußte er doch recht gut, daß er keine bessere an ihrer Stelle finden würde.

Er dachte daher daran, ihr eine Gesellschafterin zu verschaffen, die sie bei ihren Arbeiten unterstützte und ihr

eine Zerstreuung gewährte, und es kam ihm sehr gelegen, als sein Oheim starb und seine jüngste Schwester, welche bei diesem gewohnt hatte, nun ihm zufiel Es war anfangs seine Absicht gewesen, sie bei Severa unterzubringen, aber das würden seine übrigen Verwandten nicht zugegeben haben und überdies würde Severa, wenn sie gesehen hätte, daß das Mädchen fünfzehn Jahre alt war und schön und frisch wie eine Rose zu werden versprach, nichts daran gelegen gewesen seyn, eine solche Kostgängerin in ihrem Hause zu haben; auch hatte sie schon zu Blanchet gesagt, daß die Aufsicht über ein junges Mädchen ihr zu beschwerlich sey.

In Folge dessen und da Blanchet einen Nutzen darin sah, seine Schwester, die der Oheim in seinem Testamente bedacht hatte, zu sich zu nehmen, weshalb er sie keiner andern Verwandten überlassen wollte, brachte er sie eines Tages mit in die Mühle und empfahl seiner Frau, sie als Schwester und Gesellschafterin aufzunehmen, ihr arbeiten zu lehren und sich von ihr in der Wirthschaft helfen zu lassen, ihr aber die Sache doch nicht zu schwer zu machen, damit sie nicht etwa Lust bekommen sollte, anderwärts zu leben.

Magdalena ließ sich diese Einrichtung gern gefallen, denn Mariette Blanchet gefiel ihr auf den ersten Blick wegen der Schönheit, die Severen an ihr mißfallen hatte. Sie glaubte, daß ein gutes Herz und ein aufrichtiger Sinn immer mit einem hübschen Gesicht verbunden seyen, und sie nahm das junge Mädchen wenn auch nicht als eine Schwester doch als eine Tochter auf, die ihr vielleicht den armen Franz ersetzen würde.

Dieser trug während der Zeit sein Unglück so geduldig als er konnte, und die Geduld war ihm auch vonnöthen, denn wohl noch nie hatte weder einen Mann noch einen Knaben ein solches Unglück betroffen. Bald aber verfiel er in eine Krankheit und dies war vielleicht ein Glück für ihn, denn er lernte bei dieser Gelegenheit das gute Herz seiner

Herrschaft kennen, die ihn nicht ins Hospital bringen ließ, sondern ihn in ihrem Hause behielt, wo er gute Pflege genoß. Dieser Müller hatte keine Aehnlichkeit mit Cadet Blanchet, und seine Tochter, die gegen dreißig Jahre alt und noch nicht verheiratet war, stand im besten Rufe wegen ihrer Wohlthätigkeit und ihrer guten Aufführung.

Diese Leute sahen überdies wohl, daß sie an dem Champi trotz der ihn befallenen Krankheit einen guten Fund gethan hatten.

Er hatte eine so gute kräftige Natur, daß er schneller als ein Anderer genas, und er fing sogar wieder zu arbeiten an, ehe er völlig hergestellt war, ohne daß er deshalb einen Rückfall bekam. Sein Gewissen machte es ihm zur Pflicht, die verlorne Zeit wieder einzubringen und seiner Herrschaft die ihm bewiesene Güte zu vergelten. Indessen fühlte er noch zwei Monate lang die Nachwehen seiner Krankheit, und wenn er des Morgens an die Arbeit ging, war er am ganzen Körper so gelähmt, als wäre er vom First eines Hauses gefallen. Aber nach und nach wurde er warm und er hütete sich wohl Jemanden etwas davon zu sagen, wie schwer es ihm wurde. Man war bald so zufrieden mit ihm, daß man ihm manche wichtigere Arbeiten übertrug als eigentlich zu seinem Dienste gehörten. Es war dem Müller sehr willkommen, daß er lesen und schreiben konnte und er übertrug ihm die Führung der Rechnungen, was noch Niemand hatte besorgen können und wodurch viele Verwirrungen in das Hauswesen gekommen waren. Kurz, er befand sich bei seinem Unglücke so wohl als möglich, und da er es klüglich verschwiegen hatte, daß er Champi war, so machte ihm Niemand seine Geburt zum Vorwurfe.

Aber weder die gute Behandlung, noch die Beschäftigung, noch die Krankheit konnten ihn Magdalenen und die ihm so lieb gewordene Mühle von Cormouer vergessen lassen, und seinen kleinen Johannes und den

Gottesacker, auf dem die Sabelle ruhte. Sein Herz war immer weit weg, und des Sonntags that er nichts als dorthin zu denken, was allerdings keine Erholung für die Anstrengungen der Woche war. Er war so weit von seinem Orte entfernt, denn es war'n über sechs Stunden, daß er niemals eine Nachricht von dort erhielt. Er glaubte anfangs, er würde sich daran gewöhnen, aber die Unruhe zehrte an seinem Herzen und er gab sich Mühe, um wenigstens zweimal des Jahres zu erfahren, wie es Magdalenen erging; er besuchte die Jahrmärkte und sah sich nach Bekannten aus seinem ehemaligen Wohnorte um, und wenn er Jemanden fand, dann erkundigte er sich nach Jedermann im Dorfe, war aber so klug, mit solchen Leuten anzufangen, an denen ihm am wenigsten gelegen war, um erst dann auf Magdalenen zu kommen, für die er sich am meisten interessirte und auf diese Weise erhielt er Nachrichten über sie und ihre Familie.

VII.

Es waren ohngefähr drei Jahre vergangen, seit dem Franz in der schönen Mühle bei Aigurande in der Nähe von Villechiron diente, welche Haut-Champault hieß. Es ist eine schöne fruchtbare Gegend, wo die Leute wohlhabender sind, bessere Häuser und bessere Kleider haben als in manchem andern Districte. Es ist dort lebhafter Verkehr, es gibt bedeutende Mühlen und diejenige, in welcher Franz lebte, war eine der größten und besten.

Eines Tages im Winter redete der Müller, welcher Jean Bertaud hieß, Franz folgendermaßen an:

»Mein Freund und treuer Diener, ich habe etwas mit Dir zu sprechen und bitte Dich, mir Deine Aufmerksamkeit zu schenken.«

»Wir kennen einander nun schon eine ziemliche Weile, und wenn meine Wirthschaft in dieser Zeit sehr vorwärts gekommen ist, wenn mein Gewerbe sich ausgebreitet hat, wenn ich mehr verdient habe als alle meine Nachbarn und mein Wohlstand sich bedeutend vermehrt hat; so weiß ich wohl, daß ich dies Alles zum großen Theile Dir zu verdanken habe. Du hast mir gedient nicht wie ein Knecht, sondern wie ein Verwandter. Du hast meinen Vortheil wahrgenommen als wäre es der Deinige. Du hast mein Geschäft geleitet, wie ich es nie gekonnt hätte, und hast bei jeder Gelegenheit gezeigt, daß Du mehr Verstand und mehr Kenntnisse besitzest als ich. Der liebe Gott hat mich nicht mißtrauisch geschaffen und ich würde oft betrogen worden seyn, hättest Du nicht über alle Leute und alle Dinge ein wachsames Auge gehabt. Diejenigen, die früher meine Güte mißbrauchten, haben zwar ein wenig geschrien, aber Du hast Alles auf Dich genommen und hast Dich manchen Gefahren ausgesetzt, aus denen nur Dein Muth und Dein versöhnliches Benehmen Dich befreit hat. Denn was mir an Dir gefällt ist, daß Du ein ebenso gutes Herz als einen offenen Kopf und eine fleißige Hand hast. Du liebst die Ordnung, ohne geizig zu seyn, Du läßest Dich nicht hintergehen wie ich und doch unterstützest Du gern den Nächsten, und Du hast mir immer zuerst gerathen, den wirklich Bedürftigen beizustehen, während Du mich abgehalten hast, mich von Solchen, die sich nur arm stellten, beschwatzen zu lassen. Und dann bist Du für einen Landmann fast ein Gelehrter. Du hast gute Einfälle und machst neue Einrichtungen, die immer von Nutzen sind, und Alles was Du in die Hand nimmst gelingt.«

»Ich bin also zufrieden mit Dir und ich möchte gern, daß Du auch ganz zufrieden mit mir wärest. Sage mir also offen, ob Du nichts von mir wünschest, denn ich würde Dir nichts abschlagen.«

»Ich weiß nicht warum Ihr mich dieses fraget,«

antwortete Franz. »Glaubt Ihr vielleicht, daß ich nicht zufrieden mit Euch bin? seyd versichert, daß dies nicht der Fall ist.«

»Nicht zufrieden habe ich nicht gesagt; aber wenn man dich sieht, muß man glauben, daß Du nicht glücklich bist. Du bist nicht heiter, Du gehst mit Niemanden um und machst Dir kein Vergnügen. Du lebst so eingezogen, als wenn du immer Trauer hättest.«

»Tadelt Ihr mich deshalb, Meister? wenn das wäre, könnte ich Euch nicht zufriedenstellen, denn ich liebe weder die Flasche noch den Tanz, ich gehe weder in die Wirthshäuser noch in Gesellschaften; ich weiß keine Lieder noch andere Späße zu machen. Ich liebe nichts, was mich von meinen Pflichten abziehen könnte.«

»Deshalb verdienst du die größte Achtung, mein Sohn und ich werde Dich gewiß nicht darum tadeln. Wenn ich mit Dir darüber spreche, so geschieht es nur, weil ich glaube, daß Du einen Kummer hast. Vielleicht hast Du im Sinn, daß Du Dich hier für andere Leute plagst und am Ende nichts davon hast?«

»Ihr irrt Euch, wenn Ihr dies glaubt, Meister Vertaud, ich werde hier so gut bezahlt als ich es nur wünschen kann, und ich würde vielleicht in keinem Dienste einen solchen Lohn bekommen als Ihr mir aus freien Stücken gebt, denn es ist Euch darum zu thun gewesen mich zu behalten. Ihr habt mir jedes Jahr zugelegt und seit vorige Johanni gebt Ihr mir dreihundert Franken, was für Euch ein Gegenstand ist. Wenn es Euch vielleicht zu viel seyn sollte, will ich mich gern mit Wenigerem begnügen.«

»Ich sehe, Franz, daß wir uns nicht verstehen,« erwiederte Vertaud, »und ich weiß nicht, wie ich es Dir deutlich machen soll. Du bist doch sonst nicht dumm, und ich glaubte, Dir die Worte in den Mund gelegt zu haben; da Du aber zu schüchtern bist, will ich Dir helfen.

Hast Du keine Neigung zu irgend einem Mädchen im Dorfe?«

»Nein, Meister,« antwortete der Champi kurz und offen.

»Wirklich nicht?«

»Nein, gewiß nicht.«

»Und Du kennst keine, die Dir gefallen würde? wenn Deine Verhältnisse Dir erlaubten, Ansprüche auf sie zu machen?«

»Ich mag nicht heiraten.«

»Wo denkst Du hin! Du bist noch viel zu jung, um dies sagen zu können. Aber warum nicht?«

»Warum nicht?« erwiederte Franz; »ist Euch daran gelegen, es zu wissen?«

»Vielleicht, da Du mir gefällst.«

»Ich will es Euch sagen, ich habe keinen Grund es zu verschweigen. Ich weiß nicht, wer meine Eltern gewesen sind. Und es gibt noch einen Umstand, den ich Euch niemals mitgetheilt habe, denn ich hatte keine Veranlassung dazu; wenn Ihr mich aber gefragt hättet, so würde ich Euch keine Unwahrheit gesagt haben. Ich bin ein Champi und stamme aus dem Findelhause.«

»Wie?« rief Vertaud, ein wenig betroffen über dieses Bekenntniß; »das hätte ich nimmermehr geglaubt.«

»Warum hättet Ihr es denn nicht geglaubt? ... Ihr antwortet mir nicht, Meister? Nun so will ich für Euch antworten. Weil Ihr gesehen habt, daß ich ein brauchbarer Mensch bin und weil Ihr nie geglaubt habt, daß ein Champi dies seyn könne. So ist es also wahr, daß Niemand Vertrauen zu den Champi's hat und daß sie etwas gegen sich haben? das ist ungerecht, das ist nicht menschlich; aber es ist nicht anders und man muß sich darein ergeben, da selbst die besten Menschen von diesem Vorurtheil nicht frei sind, und Ihr selbst ...«

»Nein, nein, Franz,« sagte Vertaud einlen-

kend, denn er war ein einsichtsvoller Mann und Feind jeder Ungerechtigkeit, »ich will gegen Jedermann gerecht seyn und wenn ich dies einen Augenblick vergessen habe, so nimm es mir nicht übel, es ist schon vorbei. Also Du glaubst, daß Du nicht heiraten könntest, weil Du ein Champi bist?«

»Das ist es nicht, Meister, und dieses Hinderniß würde mir keine Sorge machen. Es gibt Mädchen von allerhand Sinnesart und manche hat auch ein so gutes Herz, daß dieses nur ein Grund mehr für sie wäre.«

»Du hast Recht, Franz,« erwiederte der Müller, »es ist wahr, die Frauen sind besser als wir. Und dann,« sagte er lachend, »ein so hübscher Bursche wie Du, in Jugend und Gesundheit blühend und der weder am Geist noch am Körper lahm ist, kann wohl den Wunsch erwecken nachsichtig zu seyn. Aber sage mir doch Deinen Grund.«

»Hört mich an,« versetzte Franz. »Ich bin aus dem Findelhause einer Frau zur Erziehung übergeben worden, die ich nicht gekannt habe. Als sie starb kam ich zu einer andern, die mich für den geringen Beitrag zu sich genommen hat, welchen die Regierung für Kinder meiner Art bezahlt. Aber sie behandelte mich gut, und als ich das Unglück hatte sie zu verlieren, würde ich mich nicht zufrieden gegeben haben, hätte sich nicht eine andere Frau meiner angenommen, welche die beste von allen dreien war und zu der ich eine solche Liebe behalten habe, daß ich für keine andere leben will als für sie. Ich habe sie jedoch verlassen müssen und werde sie vielleicht in meinem Leben nicht wiedersehen, denn sie hat Vermögen und es ist möglich, daß sie meiner nie bedarf. Aber es könnte auch seyn, daß ihr Mann, der seit dem Herbst krank ist, wie ich gehört habe, und viel Geld verthan hat, was man nicht weiß, bald stirbt und ihr mehr Schulden als Habe hinterläßt. Wenn das geschehen sollte, dann will ich es Euch nicht verbergen, Meister, daß ich wieder zu ihr zurückkehren

und daß ich keine andere Sorge und keinen andern Willen haben würde, als ihr und ihrem Sohne beizustehen und sie durch meine Arbeit vor Armuth zu schützen. Deshalb will ich keine Verbindlichkeit auf michnehmen, die mich anderwärts fesseln könnte. Ich stehe bei Euch im Jahrlohn, aber wenn ich heirate, bin ich fürmeine ganze Lebenszeit gebunden, und überdies würde ich mir dadurch zu viele Pflichten auf einmal aufladen. Wenn ich Frau und Kinder habe, so würde ich vielleicht nicht so viel erwerben können, um zwei Familien zu erhalten, und wenn ich vielleicht, was kaum denkbar, eine Frau fände, die einiges Vermögen besitzt, so würde ich doch nicht das Recht haben, den Wohlstand aus meinem Hause zu nehmen, um ihn in ein anderes zu tragen. Dies ist der Grund, warum ich ledig bleiben will. Ich bin noch jung und die Zeit wird mir noch nicht lang; wenn aber der Fall eintreten sollte, daß mir eine Liebschaft in den Kopf käme, so würde ich alles Mögliche thun, um sie mir aus dem Sinne zu schlagen, denn seht Ihr, Meister, für mich gibt es nur eine einzige Frau in der Welt, und das ist meine Mutter Magdalena, die keinen Anstoß daran gefunden hat, daß ich ein Champi bin, und die mich erzogen hat, als wäre ich ihr leibliches Kind.«

»Was Du mir da sagst, lieber Franz, macht Dich in meinen Augen noch achtungswerther,« erwiederte Vertaud. »Es gibt nichts Unverzeihlicheres in der Welt als die Undankbarkeit und nichts Schöneres als wenn man sich für erhaltene Wohlthaten dankbar bezeigt. Ich könnte Dir wohl einige gute Gründe anführen, um Dir zu beweisen, daß Du wohl ein Mädchen heiraten könntest, die ein eben so gutes Herz hat als Du und die Dir behilflich seyn würde, die Alte zu unterstützen; aber ich muß mir die Sache noch genauer übrlegen und mit Jemanden darüber sprechen.«

Es bedurfte keines großen Scharfsinnes, um zu errathen, daß Jean Vertaud in seinem guten Herzen und mit seiner verständigen Einsicht eine Heirat zwischen seiner

Tochter und Franz im Sinn hatte. Das Mädchen war nicht häßlich, und wenn sie auch ein wenig älter war als Franz, so besaß sie Thaler genug, um den Unterschied auszugleichen. Sie war das einzige Kind und eine reiche Partie. Sie hatte bis jetzt die Idee gehabt, nicht zu heiraten, was ihrem Vater sehr unangenehm war. Seit einiger Zeit hatte er jedoch bemerkt, daß sie den Franz immer sehr lobte, und er hatte sie daher über ihn ausgeforscht. Da sie aber sehr zurückhaltend war, hatte es ihm Mühe gekostet, sie zum Sprechen zu bringen. Endlich hatte sie, ohne weder ja noch nein zu sagen, eingewilligt, daß ihr Vater den jungen Mann wegen einer Verbindung aushorchte und sie erwartete seinen Ausspruch mit etwas mehr Herzklopfen als sie eingestehen wollte.

Vertaud hätte wohl gewünscht, ihr eine bessere Antwort bringen zu können, zuerst, weil ihm daran gelegen war, daß sie heirate, und dann, weil er sich keinen besseren Schwiegersohn wünschen konnte als Franz. Außer der Zuneigung, die er zu ihm hatte, sah er auch deutlich, daß der junge Mann, so arm er auch zu ihm gekommen war, wegen seiner Einsicht, seines Fleißes und seines guten Betragens in einer Wirthschaft nicht mit Gold zu bezahlen war.

Der Punkt wegen dem Champi war dem Mädchen zwar nicht ganz recht. Sie war ein wenig stolz, aber sie faßte schnell ihren Entschluß und ihre Neigung wurde noch mehr geweckt als sie hörte, daß Franz von der Liebe nichts wissen wollte. Die Frauen werden durch Widerstand nur noch eifriger, und wenn Franz es darauf angefangen hätte: daß der Haken wegen seiner Geburt übersehen würde, so hätte er keinen besseren Weg einschlagen können, als daß er einen Widerwillen gegen die Ehe äußerte.

Auf diese Weise entschied sich Vertaud's Tochter von diesem Tage an so bestimmt für Franz, als sie es noch nie gewesen war.

»Wenn es weiter nichts ist,« sagte sie zu ihrem Vater; »glaubt er denn, daß wir nicht so viel Menschenliebe und so viel Mittel haben, um eine alte Frau unterstützen und ihren Sohn unterbringen zu können? Er hat wahrscheinlich nicht verstanden, was Ihr ihm zu verstehen gegeben habt, Vater; denn wenn er gewußt hätte, daß die Rede davon sey, in unsere Familie zu kommen, würde er sich keine Sorgen deshalb gemacht haben.«

Und noch an dem nämlichen Abend nach dem Essen sagte Jeannette Vertaud zu dem jungen Manne:

»Ich habe Euch schon sehr geachtet, Franz, aber jetzt achte ich Euch noch mehr, seitdem mein Vater mir von Eurer Freundschaft zu einer Frau erzählt, die Euch erzogen hat und für die Ihr Euer ganzes Leben lang arbeiten wollt. Das ist Eure Sache; aber ich möchte gerne diese Frau kennen lernen, um ihr vielleicht, wenn es die Gelegenheit geben sollte, nützlich werden zu können, denn da Ihr so viel Freundschaft für sie habt, so muß sie wohl eine brave Frau seyn.«

»O gewiß,« erwiederte Franz, dem es Vergnügen machte, von Magdalenen sprechen zu können, »sie ist eine vortreffliche Frau und so gut als Ihr und Eure Eltern.«

Diese Worte machten Vertaud's Tochter Freude und sie glaubte sich ihrer Sache schon gewiß.

»Ich wünschte,« sagte sie, »daß, wenn sie arm werden sollte, wie Ihr fürchtet, sie zu uns zöge, damit ich Euch helfen könnte, sie zu pflegen, denn sie ist wohl nicht mehr jung, nicht wahr? sie ist wohl eine alte schwache Frau?«

»Alt und schwach?« antwortete Franz, »o nein, sie ist noch nicht so alt.«

»Also ist sie noch jung?« fragte Jeannette aufhorchend.

»Nein, das ist sie nicht mehr,« erwiederte Franz

ganz unbefangen. »Ich weiß nicht, wie alt sie jetzt seyn kann; sie war für mich wie eine Mutter und ich habe nicht nach ihrem Alter gefragt.«

»Ist sie hübsch gewesen?« fragte Jeannette weiter, nachdem sie eine Weile gezögert hatte, diese Frage zu thun.

»Hübsch?« entgegnete Franz ein wenig verwundert. »Je nun, für mich war sie immer hübsch genug so wie sie war; aber aufrichtig gestanden habe ich nie daran gedacht. Was ging dies meiner Liebe zu ihr an? wäre sie auch noch so häßlich gewesen, so würde ich nicht darnach gefragt haben.«

»Aber Ihr werdet doch ungefähr wissen wie alt sie ist?«

»Nun, ihr Sohn war fünf Jahre jünger wie ich. Sie ist eine Frau, die nicht alt, aber auch nicht mehr ganz jung ist, ohngefähr ...«

»Ungefähr wie ich!« fiel Jeannette ein, indem sie sich ein wenig zwang zu lachen. »In diesem Falle würde sie sich wohl nicht wieder verheiraten, wenn ihr Mann sterben sollte, nicht wahr?«

»Es kommt darauf an,« antwortete Franz. »Wenn ihr Mann nicht sein ganzes Vermögen durchbringt, wird es ihr nicht an Freiern fehlen. Es gibt Leute, die für Geld eben so gern ihre Großtante heiraten würden als ihre Enkelnichte.«

»Ihr liebt es wohl nicht, nach Geld zu heiraten?«

»Es wäre gerade nicht meine Sache,« erwiederte Franz.

So einfältigen Herzens der Champi auch war, so hatte er doch endlich errathen, was man ihm zu verstehen geben wollte, und was er sagte, war daher nicht ohne Absicht. Aber Jeannette nahm es nicht so auf und ihre Liebe zu ihm nahm nur noch zu. Sie hatte viele Gelegenheiten gehabt, sich zu verheiraten, aber sie hatte von keinem Lieb-

haber etwas wissen wollen, und jetzt wendet ihr der erste, der ihr gefiel, den Rücken. So geht es den Mädchen zuweilen.

In den nächsten Tagen bemerkte Franz wohl, daß sie Kummer hatte; sie aß fast nicht und wenn er nicht auf sie zu sehen schien, waren ihre Augen stets auf ihn geheftet. Das machte ihm Sorge. Er achtete das gute Mädchen und er sah wohl, daß sie ihn nur noch mehr liebte, wenn er den Gleichgiltigen gegen sie spielte. Aber er fühlte keine Neigung zu ihr, und wenn er sie genommen hätte, so hätte er es mehr aus Ueberlegung und aus Dankbarkeit gethan als aus Liebe.

Das brachte ihn auf den Gedanken, daß er nicht mehr lange bei Vertaud würde bleiben können, denn über kurz oder lang konnte ein solches Verhältniß nur zu Unannehmlichkeiten führen.

Bald aber trat ein ganz besonderer Fall ein, der seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Eines Morgens kam der Pfarrer von Aigurande wie zufällig in Jean Vertaud's Mühle und ging eine Zeit lang im Hause hin und her, bis er endlich Franz im Garten erblickte. Mit einer geheimnißvollen Miene redete er ihn an und fragte ihn, ob er wirklich der Franz, genannt la Fraise sey, unter welchem Namen er als Champi auf der Mairie eingetragen worden war, weil er das Zeichen einer Erdbeere auf dem linken Arme hatte. Der Pfarrer fragte ihn auch genau nach seinem Alter, nach dem Namen der Frau, die ihn aufgezogen hatte und endlich nach Allem, was er von seiner Geburt und seinem Leben wußte.

Franz holte seine Papiere und der Pfarrer schien sehr zufrieden damit zu seyn.

»Kommt doch morgen Früh oder diesen Abend zu mir,« sagte er dann zu ihm; »aber daß Niemand etwas von dem, was ich Euch zu sagen habe, erfährt, denn es

ist mir aufgetragen, es nicht bekannt werden zu lassen, und es ist eine Gewissenssache für mich.«

Als Franz zu dem Pfarrer kam, verschloß dieser sorgfältig die Thüren seines Zimmers, holte dann vier Blättchen feines Papier aus seinem Schranke und sagte zu ihm:

»Franz la Fraise, hier sind vier tausend Franken, die Eure Mutter Euch schickt. Es ist mir verboten, Euch ihren Namen und ihren Aufenthaltsort zu sagen, auch ob sie noch am Leben oder gestorben ist. Es ist eine Erinnerung an ihre Pflicht, die sie veranlaßt hat, an Euch zu denken, und es scheint, daß sie schon längst damit umgegangen ist, da sie Euch aufgefunden hat, obgleich sie weit entfernt von hier lebte. Sie hat erfahren, daß Ihr ein braver Mensch seyd und sie gibt Euch das, damit Ihr etwas anfangen könnt; aber nur unter der Bedingung, daß Ihr im nächsten halben Jahre Niemanden von diesem Geschenke etwas saget, außer der Frau, die Ihr zu heiraten gedenkt. Sie hat mir aufgetragen, mich wegen der Unterbringung des Geldes mit Euch zu berathen und meinen Namen dazu herzugeben, damit die Sache geheim bleibt. Ich werde in dieser Beziehung thun was Ihr wünschet; aber es ist mir aufgetragen, Euch das Geld nur dann zu geben, wenn Ihr mir versprecht, Niemanden etwas davon zu sagen und überhaupt nichts zu thun, wodurch die Sache bekannt werden könnte. Ich weiß, daß ich mich auf Euer Wort verlassen kann, wollt Ihr es mir also geben?«

Franz gab dem Pfarrer die verlangte Versicherung und überließ ihm das Geld, indem er ihn bat, es nach seinem besten Ermessen anzulegen, denn er wußte, daß er ein Mann war, dem man Vertrauen schenken konnte.

Der Champi kehrte mehr traurig als fröhlich nach Hause zurück. Er dachte an seine Mutter und würde gern die viertausend Franken hingegeben haben, wenn er sie

hätte sehen und umarmen können. Aber er glaubte auch, daß sie vielleicht gestorben und daß dieses Geld ihr Vermächtniß sey, und es war ihm noch schmerzlicher, daß er nicht um sie trauern und keine Messen für sie lesen lassen konnte. Indessen mochte sie noch leben oder gestorben seyn, so bat er den lieben Gott für sie um Verzeihung, daß sie ihr Kind verlassen hatte, so wie er selbst es ihr verzieh, und wie er wünschte, daß auch ihm der Himmel seine Fehler verzeihen möchte.

Er gab sich zwar Mühe, sich nichts merken zu lassen, aber länger als vierzehn Tage war er bei Tische immer in Nachdenken versunken, so daß Vertaud und die Seinigen sich darüber wunderten.

»Der Mensch sagt uns nicht Alles, was er auf dem Herzen hat,« bemerkte der Müller. »Ich glaube, er muß eine Liebschaft im Kopfe haben.«

»Er ist vielleicht in mich verliebt,« dachte die Tochter, »und er ist zu schüchtern, um es zu gestehen. Er fürchtet, daß man glaubt, er habe es mehr auf mein Geld als auf mich abgesehen, und alles was er thut hat die Absicht, zu verhindern, daß man seine Gedanken erräth.«

Sie nahm sich deshalb vor, ihn von seiner Schüchternheit zu heilen, und setzte ihm so sehr mit freundlichen Worten und Blicken zu, daß er dadurch ein wenig aus seinen trüben Gedanken aufgeweckt wurde.

Zuweilen dachte er auch, daß er nun reich genug sey, um Magdalenen unterstützen zu können, im Fall sie unglücklich werden sollte, und daß er daher wohl ein Mädchen heiraten könnte, welche kein Vermögen von ihm verlangte. Er fühlte zu ihr eben so wenig Neigung als zu irgend einer Anderen, aber er kannte ihre Tugenden und ihr gutes Herz, und er fürchtete, undankbar zu scheinen, wenn er sie zurückwies. Ihr Kummer that ihm zuweilen wehe und er war fast geneigt, sie zu trösten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Als er aber in diesen Tagen in Angelegenheiten seines Herrn nach Crevant ging, begegnete er einem Manne aus Presles, der ihm erzählte, daß Cadet Blanchet gestorben sey und sein Hauswesen in großer Verwirrung zurückgelassen habe, so daß man nicht wisse, ob seine Witwe es werde behalten können.

Franz hatte keinen Grund, Blanchet zu lieben oder zu bedauern; aber er hatte ein so gutes Gemüth, daß ihm dennoch die Thränen in die Augen traten, als er seinen Tod erfuhr, und daß es ihm ganz wehmüthig ums Herz wurde. Er dachte daran, daß Magdalena ihren Mann jetzt beweinte, daß sie ihm Alles verzieh und an nichts dachte, als daß er der Vater ihres Kindes war, und der Schmerz Magdalenens preßte ihm Thränen aus über den Kummer, den sie litt.

Er hätte sich am liebsten sogleich auf sein Pferd gesetzt und wäre zu ihr geeilt; aber er überlegte, daß er vorher seinen Herrn um Erlaubniß bitten müsse.

VIII.

»Meister Vertaud,« sagte er zu diesem, als er nach Hause kam, »ich muß auf einige Zeit verreisen, auf wie lange kann ich noch nicht sagen. Aber ich habe ein wichtiges Geschäft in meinem früheren Wohnorte, und ich bitte Euch, mich gehen zu lassen, denn wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll, so könnte ich Euch nicht gehorchen, wenn Ihr es mir abschlagen solltet, und ich würde wider Euren Willen gehen. Nehmt es nicht übel, daß ich Euch gerade heraussage, wie die Sache ist. Es würde mir sehr leid thun, wenn es Euch unangenehm wäre, und deshalb bitte ich Euch als den einzigen Lohn für alle Dienste, die ich Euch geleistet habe, daß Ihr mir nicht zürnet, sondern

es mir verzeiht, daß ich aus Eurer Arbeit gehen muß. Es ist möglich, daß ich zu Ende der Woche zurückkomme, wenn man mich dort, wohin ich gehe, nicht braucht; aber es könnte auch seyn, daß Ihr mich erst spät im Jahre wieder seht oder auch gar nicht, denn ich will Euch nicht hintergehen. Indessen werde ich immer gern, wenn Ihr etwas zu thun haben solltet, womit Ihr nicht fertig werden könnt, Euch hilfreiche Hand leisten. Ehe ich fortgehe werde ich Euch noch einen guten Arbeiter verschaffen, der meine Stelle vertreten kann und dem ich auch, wenn es nöthig seyn sollte, meinen Lohn, den ich seit letzten Johanni zu erhalten habe, überlassen will. Auf diese Weise kann die Sache eingerichtet werden, ohne daß Ihr Schaden davon habt, und nun gebt mir freundschaftlich Eure Hand, damit ich glücklich bin und mir der Abschied von Euch erleichtert wird.«

Jean Bertaud wußte wohl, daß Franz nicht so leicht auf seinem Kopfe bestand, daß aber auch, wenn er es einmal that, nichts in der Welt ihn davon abbringen konnte.

»Thue was Du willst, mein Sohn,« sagte er daher, indem er ihm die Hand gab. »Ich müßte es lügen wenn ich sagte, daß es mir gleichgiltig wäre; aber ehe ich mich in Unfrieden von Dir trenne, willige ich in Alles.«

Franz verwendete den Rest des Tages dazu, einen anderen Knecht für die Mühle zu suchen, und es gelang ihm auch, einen ordentlichen und brauchbaren Menschen zu finden, der von der Armee kam und dem es sehr lieb war, einen guten Dienst bei einem guten Herrn zu finden, wofür Jean Bertaud überall bekannt war.

Franz hatte sich vorgenommen, am folgenden Tage mit Tagesanbruch abzureisen, aber vorher wollte er gegen die Zeit des Abendessens von Jeannetten Abschied nehmen. Sie saß an der Thür der Scheune und sagte: sie habe Kopfschmerz und wolle nicht essen. Er sah, daß sie

geweint hatte, und dies that ihm herzlich leid. Er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, um ihr für ihre Gutherzigkeit zu danken und ihr zu sagen, daß er nicht gern fortging. Er setzte sich neben sie, aber er konnte kein Wort hervorbringen. Sie blickte von der Seite nach ihm hin und hielt dann ihr Tuch vor die Augen. Er hob schon die Hand empor, um die ihrige zu ergreifen und um sie zu trösten; aber es fiel ihm ein, daß er ihr mit gutem Gewissen doch nicht sagen konnte, was sie am liebsten gehört hätte. Als die arme Jeannette sah, daß er noch immer schwieg, schämte sie sich ihres Kummers, stand leise auf, ohne Groll zu zeigen, und ging in die Scheune, um sich ungestört auszuweinen. Sie blieb einige Zeit, in der Meinung, daß er ihr vielleicht nachkommen und ihr ein freundliches Wort sagen werde; allein er that es nicht, sondern ging traurig und ohne ein Wort zu sprechen zu Tische.

Es wäre eine Unwahrheit zu sagen, daß er nichts für sie fühlte als er sie weinen sah. Das Herz wurde ihm wohl ein wenig schwer und er dachte, daß er wohl sehr glücklich mit einem Mädchen seyn könnte, die in so gutem Rufe stand, die so viel Zuneigung zu ihm hatte und die auch noch gar nicht übel war. Aber er verscheuchte alle diese Ideen, indem er an Magdalenen dachte, die vielleicht eines Freundes, eines Rathgebers bedurfte und die für ihn, als er noch ein ganz armes, krankes Kind war, mehr gelitten, gearbeitet und ertragen hatte als irgend Jemand in der Welt.

»Nimm Dich zusammen,« sagte er zu sich selbst, als er vor Tagesanbruch erwachte, »für Dich gibt es jetzt keine Liebschaft, keinen Reichthum und keine Ruhe. Du möchtest wohl gern vergessen, daß Du ein Champi bist und Dich der vergangenen Zeiten nicht mehr erinnern, wie manche Andere thun, welche die gute Zeit genießen und nicht hinter sich blicken. Aber nein, der Gedanke an Magdalenen hält Dich davon ab und sie ruft Dir zu: Ver-

giß mich nicht und denke an das, was ich für Dich gethan habe. — Auf denn! und Gott tröste Dich, Jeannette, und verschaffe Dir einen besseren Liebhaber als ich bin.«

Mit diesen Gedanken ging er unter dem Fenster des guten Mädchens vorüber, und er hätte, wenn es eine andere Jahreszeit gewesen wäre, gern einen Zweig oder eine Blume zum Zeichen des Abschiedes auf das Fenster gelegt; aber es war der Tag nach dem Dreikönigsfeste, die Erde war mit Schnee bedeckt und es gab auf keinem Baume ein Blatt und kein Veilchen im Grase. Er hatte die Idee, die Bohne, die ihm gestern beim Vertheilen des Königskuchens zugefallen war, in die Ecke eines weißen Tuches zu knüpfen und dieses an die Stäbe von Jeannettens Fenster zu befestigen, um ihr anzudeuten, daß er sie zu seiner Königin erwählt haben würde, wenn sie zu Tische gekommen wäre.

»Eine Bohne ist eine Kleinigkeit,« sagte er zu sich selbst, »sie ist nur ein kleines Zeichen von Aufmerksamkeit und Freundschaft, das mich bei ihr entschuldigen wird, weil ich ihr gestern nicht habe Lebewohl sagen können.«

Aber es war als ob eine geheime Stimme ihm abrieth, es zu thun und ihm vorstellte, daß ein Mann nicht handeln darf wie die jungen Mädchen, welche verlangen, daß man sie liebt, daß man an sie denkt und sich nach ihnen zurücksehnt, wenn es ihnen auch nicht in den Sinn kommt, es zu erwiedern.

»Nein,« sagte er zu sich selbst, indem er die Bohne wieder einsteckte und mit raschen Schritten weiter ging; »was man will, muß man ernstlich wollen und muß sich vergessen lassen, wenn man entschlossen ist, selbst zu vergessen.«

So ging er ohne Aufenthalt fort und sobald er Vertaud's Mühle in einiger Entfernung hinter sich hatte, war es ihm als sähe er Magdalenen vor sich und als hörte er eine leise Stimme, die ihn um Hilfe rief. Und

dieser Traum leitete ihn und er glaubte schon die große Linde zu sehen, den Brunnen, Blanchet's Wiese, das Wehr, den Mühlsteg und den Johannes, der ihm entgegen gelaufen kam, und kein Gedanke an Jeannette Vertaud hielt ihn zurück, um ihn am Weitergehen zu verhindern.

Er ging so schnell, daß er die Kälte nicht fühlte und weder an Essen, noch an Trinken, noch an Ausruhen dachte, bis er von der Straße in den nach Presles führenden Weg eingebogen und das Kreuz von Plessys erreicht hatte.

Als er hier angekommen war, fiel er auf die Knie und umarmte den Stamm des Kreuzes mit der Liebe eines Christen, der einen alten guten Bekannten wiedergefunden hat. Dann setzte er seinen Weg fort, winkte dem alten Kirchthurm von Montipouret einen freundlichen Gruß zu, den Jedermann gern sieht, weil man ihn immer zuerst erblickt, wenn man in die Gegend kommt und seines Weges nicht gewiß ist; denn die Wege sind dort von der Art, daß man sich leicht verirren kann.

Aber der Champi brauchte keinen Wegweiser, um sich zurecht zu finden; er kannte jeden Baum, jeden Strauch, jeden Stein und jeden Hohlweg und würde selbst mitten in der Nacht den kürzesten Weg gefunden haben, wie ein Vogel unter dem Himmel.

Es war ungefähr Mittag, als er das Dach der Mühle von Cormouer zwischen den entlaubten Baumzweigen erblickte, und es freute ihn, als er einen schwachen, bläulichen Rauch aus dem Schornsteine emporsteigen sah, woraus er abnahm, daß das Haus nicht verlassen war.

Er ging neben Blanchet's Wiese hin, um desto schneller das Haus zu erreichen, und er kam daher nicht bei dem Brunnen vorüber; da aber die Bäume und die Sträuche keine Blätter hatten, sah er von weitem im Sonnenschein das helle Wasser schimmern, welches niemals

zufriert, weil es eine Quelle ist. Um die Mühle herum gab es dagegen viel Eis, und es war so glatt, daß man recht geschickt seyn mußte, um über die Steine und am Rande des Baches zu gehen. Er sah das wohlbekannte Mühlrad, welches vom Alter und vom Wasser ganz schwarz war und an dessen Schaufeln lange spitzige Eiszapfen hingen.

Aber es fehlten viele Bäume um das Haus herum und es war überhaupt manches verändert. Die Schulden des verstorbenen Blanchet hatten die Axt in Bewegung gesetzt, und man sah eine Menge vor kurzem abgehauene Erlen, welche noch das blutrothe Fleisch zeigten. Das Haus schien von Außen schlecht unterhalten, das Dach war in keinem guten Zustande und der Backofen war überall zersprungen.

Das Traurigste aber war, daß man im ganzen Hause weder einen Menschen noch ein Thier sich regen hörte, bis auf einen alten grauen Hund, der unter der Hofthür hervorschlüpfte und bellend auf den Champi zukam; aber im nächsten Augenblicke erkannte er ihn und legte sich schmeichelnd zu seinen Füßen.

»Du kennst mich noch, Labriche? ich hätte Dich fast nicht wiedererkannt, denn Du bist so alt und so mager geworden, daß man deine Rippen zählen kann und daß Dein Bart ganz weiß ist.«

Franz beschäftigte sich mit dem Hunde, als ob er Zeit gewinnen wollte, ehe er in das Haus trat; er hatte sich bis auf den letzten Augenblick so sehr beeilt, aber jetzt klopfte ihm das Herz vor Angst und er glaubte, er werde Magdalenen nicht finden, sie sey vielleicht abwesend oder wohl gar anstatt ihres Mannes gestorben, und man habe ihm eine falsche Nachricht gegeben, indem man ihm den Tod des Müllers angekündigt hatte. Kurz es gingen ihm allerlei ängstliche Gedanken durch den Kopf, wie es

oft geht, wenn man im Begriff ist, das zu erreichen, wonach man sich am meisten gesehnt hat.

Endlich entschloß sich Franz, die Thür zu öffnen und er war nicht wenig überrascht, als er anstatt Magdalenen ein munteres junges Mädchen, so frisch wie eine Rose, vor sich sah, welche in freundlichem Tone zu ihm sagte:

»Zu wem wollt Ihr, junger Mann?«

Franz betrachtete sie nicht lange, obgleich es gar nicht unangenehm war, sie zu betrachten, sondern er warf die Blicke im Zimmer umher, um die Müllerin zu suchen. Aber er sah nichts als die zugezogenen Vorhänge ihres Bettes, und er war überzeugt, daß sie darin lag. Er dachte nicht daran, dem hübschen Mädchen zu antworten, welche Mariette Blanchet, die jüngere Schwester des verstorbenen Müllers war, sondern er ging ohne weiteres auf das Bett zu, zog, ohne etwas zu sagen, den Vorhang rasch zurück und sah Magdalenen bleich, krank und schlummernd vor sich liegen.

Er betrachtete sie eine lange Weile, ohne sich zu regen und ohne ein Wort zu sprechen, und so sehr es ihn auch betrübte, sie krank zu finden und vielleicht ihren Tod fürchten zu müssen, so war er doch glücklich, ihr Gesicht vor sich zu sehen und sich sagen zu können: »Ich sehe Magdalena wieder.«

Indessen zog ihn Mariette Blanchet langsam vom Bett zurück, verschloß den Vorhang wieder und winkte ihn an den Camin, wo sie zu ihm sagte:

»Wer seyd Ihr denn, junger Mann, und was wollt Ihr? Ich kenne Euch nicht, uud Ihr scheint nicht von hier zu seyn. Womit können wir Euch dienen?«

Franz hörte nicht auf das was sie ihm sagte, und anstatt ihr eine Antwort zu geben, fragte er sie, wie lange Magdalena krank sey, ob ihre Krankheit gefährlich sey und ob sie gut abgewartet werde.

Mariette antwortete ihm darauf, daß Magdalena seit dem Tode ihres Mannes krank liege, weil sie sich während seiner Krankheit Tag und Nacht zu sehr angestrengt habe. Es sey noch kein Arzt gerufen worden, allein wenn Ihr Zustand sich verschlimmern sollte, werde es geschehen müssen. Was die Abwartung betreffe, so thue sie, die mit ihm spräche, ihr Möglichstes, wie es auch ihre Pflicht sey.

Bei diesen Worten blickte der Champi das junge Mädchen genauer an, und er hatte nicht nöthig, sie nach ihrem Namen zu fragen, denn er hatte nicht allein erfahren, daß Blanchet bald nachdem er ihn aus dem Hause entfernt, seine jüngere Schwester zu sich genommen hatte, sondern er erblickte auch in ihrem hübschen Gesicht einige deutliche Züge von der unfreundlichen Miene des seligen Müllers; denn obgleich Mariettens Gesicht ebenso angenehm, als das ihres Bruders abstoßend war, so hatte sie doch eine gewisse Familienähnlichkeit mit ihm, welche nicht zu verkennen war. Nur war dieser Zug im Gesichte des Verstorbenen mürrisch und zornig gewesen, während er Mariettens Gesicht mehr einen Ausdruck von einem gewissen Trotz als von Unfreundlichkeit und Härte gab, und als wäre sie ein Mädchen, das sich vor Niemanden fürchtete, nicht aber Andern Furcht einflößen wollte.

Daher kam es, daß Franz zwar nicht besorgt, aber auch nicht ganz ruhig wegen der guten Pflege war, die Magdalena von diesem Mädchen erhielt. Ihre Haube war fein, weiß und sorgfältig gefaltet, ihre Haare, die sie ein wenig nach städtischer Mode trug, waren glatt und sauber geordnet, ihre Hände waren weiß und ihre Schürze für eine Krankenwärterin fast zu glatt. Ueberdies war sie noch zu jung und flatterhaft, als daß man erwarten konnte, sie werde sich Tag und Nacht mit einer Kranken beschäftigen, die sich nicht selbst helfen konnte.

Deshalb setzte sich Franz, ohne weiter etwas zu sagen, in den Winkel am Camin, fest entschlossen, diesen Platz nicht zu verlassen, ehe er nicht wußte, ob es mit dem Zustande seiner lieben Magdalena besser oder schlechter wurde.

Mariette wunderte sich nicht wenig, als sie sah, daß er so wenig Umstände machte und Besitz vom Feuer nahm, als ob er zu Hause wäre. Er bückte sich nach dem Herde herab und da er nicht aufgelegt zum Sprechen zu seyn schien, so wagte sie nicht, ihn weiter nach seinem Namen und seinem Begehr zu fragen.

Nach einigen Augenblicken aber trat Katharina ein, die schon seit achtzehn bis zwanzig Jahren im Hause diente. Ohne auf Franz zu achten trat sie an das Bett, betrachtete die Kranke aufmerksam und ging dann auf den Camin zu, um zu sehen, ob Mariette den Thee richtig kochte. Sie zeigte in ihrem ganzen Benehmen eine große Theilnahme für Magdalenen, und Franz, welcher dies bemerkte, war im Begriff, ihr einen freundlichen guten Tag zu sagen; aber in dem nämlichen Augenblicke kam ihm auch das Weinen an, und da er sich schämte, Katharinen seine Schwäche sehen zu lassen, schwieg er still und blickte nicht einmal auf.

IX.

Katharina hatte sich zum Feuer herabgebeugt und erblickte auf einmal die Füße des jungen Mannes. Erschrocken sprang sie auf und sagte leise zu Marietten, die in einem andern Winkel des Zimmers saß:

»Wer ist denn das? woher kommt dieser Mensch?«

»Das fragst Du mich vergebens,« antwortete das Mädchen; »ich kenne ihn nicht und habe ihn nie gesehen.

Er kam herein, als wäre hier ein Wirthshaus, ohne weder guten Morgen noch guten Abend zu sagen. Er erkundigte sich nach dem Befinden meiner Schwägerin, als wäre er ein Verwandter oder ein Erbe und seitdem sitzt er am Feuer wie Du siehst. Sprich mit ihm, ich thue es nicht; vielleicht hat er nichts Gutes im Sinn.«

»Wie, Ihr glaubt, daß er ein böser Mensch seyn könnte? Er sieht doch nicht darnach aus, soviel ich sehen kann, denn er scheint sein Gesicht verbergen zu wollen.«

»Wenn er aber nun doch etwas im Schilde führte?«

»Fürchtet Euch nich, Mariette, ich will ihn schon in Respect halten. Wenn er uns etwas thun wollte, schütte ich ihm einen Kessel voll heißes Wasser in die Beine und werfe ihm den Feuerbock an den Kopf.«

Während die beiden Mädchen so mit einander plauderten, waren die Gedanken unseres Franz nur mit Magdalenen beschäftigt.

»Die arme Frau,« sagte er zu sich selbst, »die während ihrer ganzen Ehe nichts als Aerger und Verdruß von ihrem Mann erlebt hat, ist jetzt krank, weil sie ihn bis zu seinem Tode mit Aufopferung ihrer Ruhe gewartet und gepflegt hat. Und dieses junge Mädchen, die Schwester und der Liebling des Verstorbenen, wie ich gehört habe, zeigt auf ihren rothen Backen nicht viel Sorgen. Wenn sie auch vielleicht geweint und sich betrübt hat, so bemerkt man doch nicht mehr viel davon, denn ihr Auge ist rein und klar wie die Sonne.«

Er konnte sich nicht enthalten, sie unter seinem Hute hervor zu betrachten, denn er hatte noch nie ein so freundliches und hübsches Gesicht gesehen. Aber obgleich seine Augen sich an ihr ergötzten, so machte sie doch keinen Eindruck auf sein Herz.

»Ich will ihn anreden,« sagte Katharina leise zu Marietten, »ich muß wissen was er will.«

»Sprich höflich mit ihm,« erwiederte das junge Mäd-

chen; »wir dürfen ihn nicht böse machen, denn wir sind allein im Hause, Johannes ist vielleicht nicht in der Nähe und würde uns nicht schreien hören.«

»Johannes!« rief Franz, der von dem ganzen Gespräch nichts gehört hatte als den Namen seines Jugendfreundes. »Wo ist denn Johannes, daß ich ihn nicht sehe? ist er re t groß und stark geworden?«

»Das fragt er gewiß, weil er eine böse Absicht hat,« sagte Katharina. »Wer muß der Mensch nur seyn? ich kenne ihn weder an seiner Figur noch an seiner Sprache. aber ich muß es wissen und muß ihm ins Gesicht sehen.«

Katharina besaß so viel Kraft wie ein Ackersmann und so viel Muth wie ein Soldat. Sie ging daher auf Franz zu, fest entschlossen, ihm den Hut abzunehmen oder vom Kopfe zu werfen, um zu sehen, ob er ein Währwolf oder ein Christenmensch sey. Sie war weit entfernt zu ahnen, wer er war; denn theils war es eben so wenig ihre Art, an die Vergangenheit als an die Zukunft zu denken, weshalb ihr der Champi längst wieder aus dem Sinn gekommen war, theils hatte sich dieser in seinem Aeußeren so sehr verändert, daß sie ihn recht genau hätte ansehen müssen, um ihn wieder zu erkennen. In dem Augenblick jedoch als sie Franz anreden wollte, erwachte Magdalena und rief sie, indem sie mit so leiser Stimme, daß man es kaum hören konnte, zu ihr sagte, sie möge ihr etwas zu trinken geben.

Franz sprang so schnell auf, daß er der Erste an ihrem Bette gewesen seyn würde, hätte er nicht gefürchtet, daß die Ueberraschung ihr schaden könne. Er begnügte sich daher, Katharinen schnell den Thee zu reichen, die ihn sogleich der Kranken brachte und darüber vergaß, für den Augenblick nach etwas Anderem zu fragen.

Mariette trat ebenfalls ans Bett und richtete Magdalenen auf, damit sie trinken konnte; denn diese war so schwach und abgezehrt, daß es ein Jammer war.

»Wie befindest Du Dich denn heute, Schwester?« fragte sie Mariette.

»Gut, gut, mein Kind,« antwortete Magdalena mit so schwacher Stimme als wäre sie dem Tode nahe, denn sie klagte niemals, um Andere nicht zu betrüben; »aber,« fuhr sie fort als sie den Champi erblickte, »wer ist denn der Mann dort am Camine, wenn ich nicht träume? es ist doch nicht Johannes?«

»Wir wissen es nicht,« antwortete Katharina, »er spricht nicht und sitzt da wie ein Stock.

Der Champi machte eine kleine Bewegung, indem er Magdalenen anblickte, denn er fürchtete sich immer, sie zu sehr zu überraschen, obgleich er vor Ungeduld branntr, mit ihr zu sprechen. In diesem Augenblick sah Katharina sein Gesicht; aber sie erkannte ihn nicht, weil er sich seit drei Jahren zu sehr verändert hatte. Da sie jedoch glaubte, Magdalena fürchte sich vor ihm, so sagte sie zu ihr:

»Aengstiget Euch nicht, Frau Blanchet, ich wollte ihn eben gehen heißen, als Ihr mich riefet.«

»Nein, schickt ihn nicht fort,« erwiederte Magdalena mit etwas kräftigerer Stimme, »denn ich kenne ihn und er hat recht gethan, daß er gekommen ist. Komm her, mein Sohn, komm her, ich habe den lieben Gott alle Tage gebeten, daß er mir die Gnade erzeigen soll, Dir meinen Segen geben zu können.«

Sogleich lief der Champi zu ihr, warf sich vor dem Bett auf das Knie und weinte vor Schmerz und Freude so heftig, daß er fast erstickte. Magdalena ergriff seine beiden Hände und dann seinen Kopf, küßte ihn und sagte:

»Ruft den Johannes! Katharina, ruf' Johannes, damit er sich auch freue! Ach, wie danke ich dem lieben Gott, Franz! jetzt will ich gerne sterben, wenn es sein Wille ist, da alle meine Kinder groß gezogen sind und ich von ihnen habe Abschied nehmen können.«

Katharina lief schnell fort, um Johannes zu rufen, und Mariette, die es nicht erwarten konnte, bis sie erfuhr, was dies Alles zu bedeuten hatte, eilte ihr nach, um sie zu fragen. Franz blieb allein mit Magdalenen, die ihn fortwährend unter heißen Thränen küßte; bald aber schloß sie die Augen und wurde so schwach, als sie noch nicht gewesen war. Franz wußte nicht, was er anfangen sollte, um sie wieder zu sich zu bringen; er war ganz von Sinnen und that nichts als sie in seinen Armen zu halten und seine liebe Mutter, seine beste Freundin zu nennen, wobei er sie zugleich bat, als ob das in ihrer Macht stände, nicht so schnell zu sterben, bevor er ihr nicht gesagt hätte, was er ihr zu sagen habe.

Endlich erholte sie sich unter seinen Bitten und seinen Liebkosungen von ihrer Schwäche und sah und hörte ihn wieder an. Er sagte ihr, daß er es geahnet habe, sie werde seiner bedürfen, daß er sogleich Alles verlassen habe und zu ihr geeilt sey, um sie nicht wieder zu verlassen, so lange sie ihm nicht sagen werde, daß er gehen solle, und wenn sie ihn wieder als Knecht annehmen wollte, so würde er sich dadurch glücklich schätzen und nichts weiter verlangen als den Trost, sein ganzes Leben in ihrem Dienste zuzubringen.

»Antwortet mir nicht, sprecht nicht mit mir, meine gute Mutter,« setzte er dann hinzu, »Ihr seyd zu schwach. Seht mich nur an, wenn es Euch Freude macht, mich wieder zu sehen; dies wird mir genug seyn, um zu wissen, ob Ihr meine Freundschaft und meine Dienste annehmen wollt.«

Und Magdalena blickte ihn mit einem so frohen Gesichte an und es gewährte ihr einen solchen Trost, ihn sprechen zu hören, daß Beide glücklich und zufrieden waren, trotz des Unglücks der Krankheit.

Jetzt kam auch Johannes, den Katharina mit lautem Jubelgeschrei gerufen hatte, um Theil an ih-

rer Freude zu nehmen. Er war ein hübscher Bursche von vierzehn bis fünfzehn Jahren geworden, zwar nicht sehr stark, aber munter und lebhaft und so gut erzogen, daß Jedermann ihm gewogen seyn mußte.

»Ach, wie freue ich mich, Dich so gesund zu sehen, mein Johannes,« sagte Franz zu ihm. »Du bist nicht sehr groß und nicht sehr stark, aber das ist mir recht lieb, weil Du nun meine Hilfe noch brauchen wirst, um auf die Bäume zu klettern und über den Fluß schwimmen zu können. Du bist noch immer schwächlich wie ich sehe, aber Du bist nicht krank, nicht wahr? Nun, Du sollst noch einige Zeit mein Sohn seyn, wenn es Dir nicht unangenehm ist; Du wirst meine Hilfe brauchen önnen und ich werde wie sonst alles thun was Du willst.«

»Ja, ich weiß wohl, daß Du mir immer in Allem den Willen gethan hast,« erwiederte Johannes.

»Sieh da, es freut mich, daß Du es noch weißt und Deinen Franz nicht vergessen hast. Hast Du denn immer noch alle Tage vierhundert Wünsche wie sonst?«

»Nein,« sagte Magdalena, »er ist verständiger geworden, er hat nur noch zweihundert.«

»Das freut mich, daß Du ein wenig heiter wirst, Mütterchen,« rief Johannes, »und ich will nun sogar fünfhundertmal des Tages wünschen, daß Du wieder gesund wirst.«

»Das ist gut gesprochen, Johannes,« sagte Franz, »und der liebe Gott wird Deine fünfhundert Wünsche gewiß erhören. Wir wollen sie so gut pflegen und stärken, und sie nach und nach wieder aufheitern, daß sie gewiß bald wieder gesund werden soll.«

Katharina stand vor der Thür und brannte vor Neugierde, hinein zu gehen, um den Franz zu sehen und mit ihm zu sprechen; aber Mariette hielt sie am Arme zurück und hörte nicht auf sie zu fragen.

»Wie?« sagte sie, »er ist ein Champi? aber er sieht ja so anständig aus?«

Zugleich blickte sie durch die angelehnte Thür in die Stube, um ihn anzusehen.

»Aber wie kommt es denn, daß er mit Magdalenen so gut bekannt ist?«

»Ich habe es Euch ja schon gesagt, daß sie ihn erzogen hat und daß er immer ein sehr guter Mensch war.«

»Sie hat aber niemals etwas von ihm gegen mich erwähnt, und Du auch nicht.«

»Ich habe nicht daran gedacht, er war nicht mehr da und so habe ich ihn fast vergessen, und dann wußte ich, daß Frau Blanchet Verdruß wegen ihm gehabt hat und habe sie nicht daran erinnern wollen.«

»Verdruß? was denn für Verdruß?«

»Je nun, weil sie ihn so lieb hatte, und das war auch kein Wunder, denn er war ein herzensguter Knabe. Aber Euer Bruder wollte ihn nicht im Hause leiden, und Ihr wißt, daß Euer Bruder nicht immer freundlich ist.«

»Sage dies jetzt nicht mehr, Katharina, da er todt ist.«

»Ach ja, Ihr habt Recht, ich hatte nicht mehr daran gedacht, ich habe ein so kurzes Gedächtniß. Und doch ist es erst vierzehn Tage her! Aber laßt mich doch hineingehen, Mariette, ich will ihm etwas zu essen geben, denn er wird gewiß hungrig seyn.«

Sie machte sich endlich von ihr los und lief in die Stube, um Franz zu umarmen; denn er war ein so hübscher Mensch geworden, daß sie nicht mehr daran dachte, daß sie früher gesagt hatte, sie möchte ihn um vieles Geld nicht küssen.«

»Ach, wie freue ich mich, mein guter Franz, daß ich Dich wieder sehe,« sagte sie zu ihm; »ich dachte schon, Du würdest niemals wieder kommen. Seht nur, Frau Blanchet, wie hübsch er geworden ist! Ich wundere

mich nur, daß Ihr ihn sogleich erkannt habt. Wenn Ihr nicht gesagt hättet, daß er es war, so würde ich ihn vielleicht nicht wieder erkannt haben. Und er hat auch schon einen Bart; man sieht ihn zwar nicht sehr, aber man fühlt ihn. Als Du fortgingst, Franz, stach er noch gar nicht, jetzt aber sticht er schon ein wenig. Und wie stark bist Du, was für Arme, was für Hände hast Du! So ein Arbeiter wie Du ist so viel werth als drei andere.«

Magdalena mußte heimlich lachen, daß Katharina eine solche Freude über Franz hatte, und sie freute sich auch, während sie ihn betrachtete, daß sie ihn so gesund und munter wiedersah. Sie wünschte nichts mehr, als daß auch ihr Johannes einmal ebenso kräftig und wohlbehalten wieder zu ihr zurückkommen möchte. Mariette schämte sich, als sie sah, daß Katharina einen jungen Mann so dreist ansah und mit ihm sprach, und sie wurde ganz roth, ohne doch an etwas Böses zu denken.

Aber je mehr sie sich vornahm, Franz nicht anzusehen, desto mehr blickte sie hin, und sie sah wohl, daß Katharina Recht hatte und daß er ein schöner junger Mann war, der so kräftig auf seinen Füßen stand, wie ein junger Eichbaum.

Und ohne daran zu denken, bediente sie ihn und schenkte ihm vom besten Weine ein, der im Hause war, und wenn er Magdalenen so unverwandt ansah, daß er das Essen darüber vergaß, so erinnerte sie ihn daran.

»Eßt doch,« sagte sie zu ihm; »Ihr eßt ja fast gar nicht, Ihr müßt doch Hunger haben, da Ihr so weit herkommt?«

»Sorgt Euch nicht um mich,« erwiederte Franz endlich; »ich freue mich zu sehr, daß ich hier bin, als daß ich ans Essen und Trinken denken könnte.«

Als er gegessen hatte und der Tisch wieder abgeräumt war, sagte er zu Katharinen:

»Zeige mir doch ein wenig das Haus und die Mühle,

denn es kommt mir vor, als ob Alles ziemlich vernachläßigt sey, und ich muß mit Dir sprechen.«

Als er mit ihr hinausgegangen war, fragte er sie über den Zustand der Wirthschaft wie ein Mann, der die Sache versteht und der Alles genau wissen will.

»Ach, Franz,« sagte Katharina, indem sie anfing zu weinen, »es steht Alles recht schlecht, und wenn Niemand der armen Frau Blanchet zu Hilfe kommt, so glaube ich gewiß, daß das böse Weib sie noch aus dem Hause vertreibt und daß alles, was sie hat, noch in Prozessen aufgehen wird.«

»Weine nicht, Katharina, denn ich kann Dich nicht verstehen,« erwiederte Franz, »und gib Dir Mühe, mir Alles deutlich zu erklären. Von welchem bösen Weibe sprichst Du denn? von der Severa?«

»Ja wohl; sie ist nicht damit zufrieden, daß sie unseren seligen Herrn verleitet hat, Alles durchzubringen, sondern sie macht auch noch Ansprüche auf seinen ganzen Nachlaß. Sie sucht alles Mögliche hervor sie sagt, sie habe Papiere von Blanchet in Händen, und wenn sie auch Alles verkaufte, was wir noch haben, so sey dies noch nicht genug, um sie zu bezahlen. Alle Tage schickt sie uns die Gerichtsboten ins Haus, und es sind schon eine Menge Kosten aufgelaufen. Um sie zu befriedigen, hat unsere Frau schon Alles bezahlt, was sie gekonnt hat, und ich fürchte sehr, daß diese Sorgen und die Anstrengung während der Krankheit des Herrn sie noch unter die Erde bringen. Wenn es so fortgeht, werden wir bald kein Brot und kein Holz mehr haben. Der Mühlbursche ist fortgegangen, weil er seit zwei Jahren keinen Lohn erhalten hat und sie ihn nicht bezahlen konnte. Die Mühle geht nicht mehr, und wenn es nicht bald anders wird, verlieren wir alle unsere Kundschaften. Sie haben die Pferde und die Ernte in Beschlag genommen und sie sollen auch verkauft werden, und auch

alle Bäume sollen gefällt werden. Ach, Franz, es ist recht traurig!«

Zugleich fing sie von neuem an zu weinen.

»Hast Du auch zu fordern, Katharina? ist Dir Dein Lohn bezahlt worden?«

»Ich?« rief Katharina in heftigem Tone, »das geht Niemand etwas an, ob ich meinen Lohn bekommen habe oder nicht.«

»Das ist recht gesprochen, Katharina,« erwiederte Franz; »pflege die arme Frau nur immer gut und sey wegen des Uebrigen ohne Sorge. Ich habe mir bei meiner Herrschaft etwas erspart und bringe Geld mit, um die Pferde, die Ernte und die Bäume zu retten. Was die Mühle betrifft, so werde ich mir sie ansehen, und wenn etwas daran in Unordnung ist, so brauche ich keinen Stellmacher, um sie wieder in Gang zu bringen. Johannes, der flink auf den Beinen ist, muß sogleich bis auf den Abend und auch von morgen früh an bei allen Kunden herumlaufen und ihnen sagen, daß die Mühle wieder lustig klappert und daß der Müller nur auf Korn wartet.«

»Und auch einen Arzt für die Frau?«

»Ich habe schon daran gedacht, aber ich will noch den heutigen Tag und die Nacht abwarten. Siehst Du, Katharina, die Aerzte, das ist meine Meinung, sind gut, wenn man sie nicht mehr entbehren kann; aber wenn die Krankheit nicht gefährlich ist, kommt man besser davon mit dem Beistande des lieben Gottes als mit ihren Arzeneien; ungerechnet, daß das Gesicht des Arztes, das die Reichen gesund macht, die Armen oft unter die Erde bringt. Was einen Wohlhabenden freut und tröstet, das ängstigt einen Armen, der diese Leute nur zu sehen bekommt, wenn es große Gefahr hat; und das verschlimmert ihre Krankheit. Ich denke, daß es mit Frau Blanchet bald besser werden wird, wenn sie nur erst sieht, daß sie einen Beistand in ihren Angelegenheiten hat. Und da wir einmal allein

zusammen sprechen, Katharina, so mußt Du mir noch etwas sagen, und ich erwarte, daß Du mir aufrichtig antwortest. Du hast nicht zu fürchten, daß ich es Jemanden wieder sage, es bleibt unter uns; Du weißt von jeher, daß der Champi nie ein Geheimniß verrathen hat, und ich habe mich nicht geändert.«

»Ja, das weiß ich,« erwiederte Katharina. »Aber warum nennst Du Dich denn noch immer Champi? Diesen Namen wird Dir Niemand mehr geben, denn er ist zu schlecht für Dich.«

»Laß gut seyn, Katharina, ich werde immer bleiben was ich bin, und ich bin nicht gewohnt, mir deshalb Sorge zu machen. Sage mir also, was Du von der Mariette Blanchet hältst?«

»O, sie ist ein hübsches Mädchen; denkt Ihr vielleicht daran, sie zu heiraten? Sie hat Geld, woran sich ihr Bruder nicht hat vergreifen können, denn es ist Mündelgeld, und wenn Ihr nicht vielleicht eine Erbschaft gemacht habt, Herr Franz...«

»Ein Champi macht selten eine Erbschaft,« entgegnete Franz, »und was das Heiraten betrifft, so habe ich noch lange Zeit. Was ich von Dir wissen will, ist, ob dieses Mädchen besser ist als ihr verstorbener Bruder, und ob Magdalena sie gern im Hause behalten wird, oder ob Mariette ihr Verdruß macht.«

»Das könnte Euch nur der liebe Gott sagen, nicht ich,« erwiederte Katharina. »Bis jetzt ist sie immer gut gewesen und hat keine großen Ansprüche gemacht. Sie putzt sich gern und tanzt gern und ist nicht geizig, und Magdalena hat sie immer so gut behandelt, daß sie keine Veranlassung gehabt hat zu zeigen, ob sie bös werden kann oder nicht. Sie hat noch kein Unglück in ihrem Leben gehabt, und man weiß noch nicht, was aus ihr werden wird.«

»Hing sie sehr an ihrem Bruder?«

»Nicht sehr, außer wenn er sie in Gesellschaft führte und wenn die Frau ihm sagte, daß es sich nicht schicke, ein junges Mädchen mit der Severa umgehen zu lassen. Dann schmeichelte die Kleine, die nur das Vergnügen im Kopfe hatte, ihrem Bruder, und schmollte mit Magdalenen, die am Ende nachgeben mußte. Auf diese Weise ist Mariette mehr mit der Severa bekannt geworden als mir lieb ist. Aber man kann nicht sagen, daß sie sich nicht immer gut und freundlich gegen ihre Schwägerin benommen hat.«

»Das ist genug, Katharina, weiter will ich nichts wissen; nur verbiete ich Dir, dem Mädchen etwas von dem zu sagen, was wir mit einander gesprochen haben.«

Franz führte Alles bestens aus, wie er es Katharinen gesagt hatte. Johannes lief bei den Kunden herum und schon am nämlichen Abende kam Getreide zum Mahlen an. Die Mühle war in Stand, das Wasserrad vom Eise befreit, die Zapfen eingeschmiert und alles Zerbrochene ersetzt. Der brave Franz arbeitete bis zwei Uhr nach Mitternacht, und um vier Uhr war er schon wieder auf. Er kam auf den Fußspitzen zu Magdalenen in die Stube, wo er die gute Katharina fand, welche bei ihr wachte, und er erkundigte sich nach dem Befinden der Kranken. Sie hatte gut geschlafen, getröstet durch die Ankunft ihres guten Dieners und durch die Hilfe, die er ihr mitbrachte Da Katharina sich nicht eher entfernen wollte, als bis Mariette aufgestanden seyn würde, fragte sie Franz, wie lange diese gewöhnlich schlief.

»Wenigstens bis Tagesanbruch,« antwortete Katharina.

»Dann mußt Du aber noch länger als zwei Stunden auf sie warten und kannst gar nicht schlafen?«

»Ich schlafe am Tage ein wenig auf meinem Stuhle, der in der Scheune auf dem Stroh, wenn ich die Kühe üttere.«

»Nein, lege Dich jetzt nieder, Katharina,« sagte Franz; »ich will hier bleiben bis die Mamsell kommt, um ihr zu zeigen, daß andere Leute später zu Bett gehen und doch früher wieder aufstehen als sie. Ich will einstweilen die Papiere des Verstorbenen durchsehen, sowie die, welche Ihr seit seinem Tode vom Gericht erhalten habt. Wo sind sie?«

»Dort, in Magdalenens Kasten,« antwortete Katharina. »Ich will Euch die Lampe anzünden, Franz; seht nur Alles genau durch, damit Ihr uns aus der Verlegenheit reißen könnt, da Ihr Euch auf die Schriften versteht.«

Sie ging hierauf zu Bett, wie der Champi ihr befohlen hatte, dem sie gehorchte als wäre er Herr im Hause, so wahr ist es, daß ein Mann von gutem Kopf und gutem Herzen überall befiehlt, wozu er auch das Recht hat.

X.

Ehe Franz an die Arbeit ging und sobald er mit Magdalenen und Johannes allein war, denn der Knabe schlief noch immer mit seiner Mutter in der nämlichen Stube, sah er nach wie die Kranke schlief und bemerkte daß sie viel besser aussah als bei seiner Ankunft. Es freute ihn, daß es wahrscheinlich nicht nöthig war einen Arzt rufen zu lassen und daß er allein durch den Trost, den er ihr gebracht hatte, ihre Gesundheit wie ihre Lage wieder herstellen würde.

Dann begann er die Papiere durchzusehen und sah bald, welche Ansprüche die Severa machte und wieviel Magdalena besaß, um sie befriedigen zu können. Außerdem, was Blanchet mit dieser Frau schon durchgebracht hatte, behauptete sie noch, eine Forderung von

zweihundert Pistolen zu haben, und was Magdalena besaß, mit Hinzurechnung dessen, was Blanchet seinem Sohne Johannes hinterlassen hatte, nämlich die Mühle nebst Zugehör, betrug nicht viel mehr als diese Summe; denn alle übrigen Grundstücke waren in Blanchet's Händen wie Schen zerronnen.

»Gott sey Dank!« sagte Franz zu sich selbst, »ich habe vierhundert Pistolen bei dem Pfarrer in Aigurande stehen, und wenn ich auch weiter nichts thun kann, so wird Magdalena doch wenigstens Haus und Hof und den Ertrag ihrer Mühle behalten. Aber ich glaube, daß es noch nicht nöthig seyn wird, den Forderungen der Severa nachzugeben. Zuerst müssen wir sehen ob die von Blanchet unterschriebenen Schuldverschreibungen ihm nicht durch List und Betrug abgelockt worden sind, und dann läßt sich vielleicht in Bezug auf die verkauften Grundstücke ein Handel machen. Ich weiß wohl, wie es bei solchen Sachen zu gehen pflegt, und nach den Namen der Käufer zu urtheilen wollte ich meine Hand ins Feuer legen, wenn ich hier nicht das Thalernest finde.«

Wirklich hatte Blanchet einige Jahre vor seinem Ende, als er in Geldverlegenheit war und sich gegen die Severa in unangenehme Schulden gesteckt hatte, seine Grundstücke an den ersten Besten zu niedrigen Preisen verkauft und hatte die Zahlungen dafür der Severa überwiesen, um sich dadurch von ihr und von ihren Helfershelfern, die zu seinem Ruin beigetragen hatten, frei zu machen. Aber es war geschehen, was oft bei solchen einzelnen Verkäufen geschieht. Die Meisten von denen, welche durch das gute Ackerland angelockt, die Felder gekauft hatten, waren nicht im Stande, sie zu bezahlen und konnten kaum die Zinsen aufbringen. Das konnte zehn bis zwanzig Jahre so fort gehen; es waren Hypotheken, welche der Severa und ihren Genossen gehörten, aber die Hypotheken waren schlecht und sie hatte sich schon oft über

Blanchet's Eile beklagt, indem sie fürchtete, niemals zu ihrem Gelde zu kommen. Wenigstens sagte sie das, aber es war auch nur eine Speculation. Der Bauer, sollte er noch so arm seyn, sucht immer die Zinsen aufzubringen, damit ihm das Stück Land, das er einmal besitzt, nicht wieder entrissen wird, da es ihm der Gläubiger nehmen kann, wenn er ihn nicht befriedigt.

Die Severa hatte ihr Geld wirklich auf guter Hypothek und zu schönen Zinsen auf ihren eigenen Feldern stehen. Aber sie hatte deshalb noch immer den Nachlaß Blanchet's unter ihren Klauen, weil sie es so einzurichten gewußt hatte, daß er sich für die Käufer verbürgt hatte und sonach für die Zahlung einstehen mußte.

Als Franz alle diese Schliche durchschaute, dachte er über die Mittel nach, die Grundstücke für einen billigen Preis zurück zu kaufen ohne Jemanden Unrecht zu thun, wobei er nur der Severa und ihrer Clique einen Streich spielte, indem er ihre Speculationen vereitelte.

Die Sache war nicht leicht. Er hatte zwar genug Geld, um fast Alles zu dem Kaufpreise wieder an sich zu bringen. Weder Severa noch sonst Jemand konnte den Zurückkauf verweigern; für die Käufer war es nur vortheilhaft, wenn sie die Grundstücke veräußerten, um sich vor künftigen größeren Verlusten zu bewahren. Aber Franz wußte recht gut, daß sich der Bauer nicht so leicht bewegen läßt, ein Grundstück wieder herauszugeben, das er einmal in seinem Besitz hat.

Franz dachte hin und her, auf welche Weise er die Käufer der Grundstücke dahin bringen könnte, sie ihm wieder abzulassen, und das einzige Mittel, welches er endlich fand, bestand darin, ihnen eine kleine Lüge ins Ohr zu flüstern, daß nämlich Severa nicht so wohlhabend sey als sie scheine, daß sie gänzlich verschuldet sey und daß nächstens die Gläubiger kommen würden, um alle ihre Außenstände und ihre Habe in Beschlag zu nehmen. Er wollte ihnen

dies im Vertrauen sagen, und wenn er sie recht geängstigt haben würde, sollte Magdalena mit seinem Gelde die Felder zum Verkaufspreise zurück zu erhalten suchen.

Er konnte sich jedoch zu dieser Lüge noch nicht entschließen, bis er auf die Idee kam, den Käufern einen kleinen Gewinn anzubieten, um sie für die schon bezahlten Zinsen zu entschädigen. Auf diese Weise konnte er Magdalenen wieder zu dem Ihrigen verhelfen, ohne den Käufern den geringsten Schaden zu thun. Wegen der Severa machte er sich kein Gewissen und kümmerte sich nicht darum, was sie über ihn sagen könnte; eine Henne kann dem Raubvogel, der ihr die Küchlein entführt hat wohl eine Feder ausziehen.

Indessen erwachte Johannes und stand ganz leise auf, um seine Mutter nicht in ihrer Ruhe zu stören. Nachdem er Franz guten Morgen gesagt hatte, machte er sich sogleich wieder auf, um noch die übrigen Kunden zu benachrichtigen, daß die Mühle wieder im Gange sey und daß sie gut bedient werden würden.

Es war schon heller Tag, als Mariette endlich ihr Nest verließ, und in ihren zierlichen Trauerkleidern erschien, mit so schönem Schwarz und so schönem Weiß wie eine kleine Elster. Das arme Kind hatte eine große Sorge, daß nämlich die Trauer sie eine Zeit lang verhindern werde, sich auf dem Tanzboden blicken zu lassen und daß alle ihre Anbeter ihretwegen in Sorge seyn würden. Sie hatte ein so gutes Gemüth, daß sie sie deshalb recht herzlich bedauerte.

»Wie,« sagte sie, als sie sah, daß Franz die Papiere wieder zusammenräumte, »Ihr macht wohl Alles hier, Herr Müller? Ihr besorgt die Mühle, Ihr bringt die Erbschaftsangelegenheit in Ordnung, Ihr kocht Thee und Ihr werdet auch wohl bald nähen und spinnen.«

»Und Euch,« erwiederte Franz, welcher wohl sah, daß sie ihn mit freundlichen Augen betrachtete, obgleich

sie ihn mit der Zunge neckte, »Euch habe ich noch nicht nähen und noch nicht spinnen sehen, und Ihr werdet auch wohl bald bis Mittag schlafen. Daran thut Ihr auch ganz recht, denn man behält dabei eine feine Haut.«

»Wollen wir uns vielleicht schon zanken, Meister Franz? hütet Euch vor mir, ich kann es auch.«

»Wie es Euch beliebt, Mamselle.«

»Es wird sich finden. Ihr braucht Euch übrigens nicht zu fürchten. Aber wo ist denn Katharina, daß Ihr hier die Krankenwärterin macht? Dann solltet Ihr auch eine Haube aufsetzen und einen Weiberrock anziehen.«

»Und Ihr wollt wahrscheinlich eine Blouse anziehen und eine Mütze aufsetzen, um in die Mühle zu gehen? Denn da Ihr keine Frauenzimmerarbeit macht, wozu auch gehören würde, daß Ihr ein wenig bei Eurer Schwägerin wachtet, so werdet Ihr Euch wohl lieber mit unserer Arbeit beschäftigen wollen. Nach Eurem Belieben, wir wollen unsere Kleider wechseln.«

»Ich glaube Ihr wollt mir gute Lehren geben?«

»Nein, aber da ich dergleichen von Euch erhalten habe, so will ich nicht unterlassen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.«

»Schon gut, ich sehe, Ihr seyd ein Freund vom Scherzen und Necken. Aber dazu ist jetzt keine gute Zeit, denn wir leben hier nicht in Freuden. Es ist noch nicht lange her, als wir auf den Gottesacker gingen, und wenn Ihr zuviel plaudert, wird meine Schwägerin nicht viel Ruhe haben, deren sie doch sehr bedarf.«

»Deshalb solltet Ihr nicht so laut sprechen, denn ich spreche ganz leise mit Euch, Ihr aber macht zu viel Lärm, was in eine Krankenstube nicht paßt.«

»Es ist genug, Meister Franz,« sagte Mariette mit leiserer Stimme, aber ganz roth vor Verdruß; »seyd so gut nachzusehen, wo Katharina ist, und warum

sie es Euch überlassen hat, bei meiner Schwägerin zu wachen.«

»Erlaubt, Mamsell,« erwiederte Franz, ohne aus seiner Ruhe zu kommen, »da sie dies Euch nicht überlassen konnte, weil Ihr gern lange schlafet, so mußte sie es wohl mir übertragen. Rufen werde ich sie nicht, denn das arme Mädchen muß auch einige Ruhe haben; sie hat schon seit vierzehn Tagen alle Nächte gewacht. Ich habe ihr gesagt, sie soll sich niederlegen und werde bis Mittag ihre Arbeit verrichten und auch die meinige, denn man muß einander beistehen.«

»Hört, Meister Franz,« sagte die Kleine, indem sie einen anderen Ton annahm, »Ihr scheint mir sagen zu wollen, daß ich nur an mich denke und anderen Leuten alle Mühe überlasse. Es ist wahr, ich hätte wohl auch wachen sollen, wenn mir Katharina nur gesagt hätte, daß sie müde wäre. Aber sie versicherte mir immer das Gegentheil, und überdies fürchte ich nicht, daß die Krankheit meiner Schwägerin sehr gefährlich war. Ihr scheint zu glauben, daß ich ein böses Herz habe, und ich weiß nicht, woher Ihr dieses nehmet. Wir kennen uns erst seit gestern und wir sind noch nicht bekannt genug mit einander, daß Ihr so mit mir sprechen könnt, wie Ihr thut. Ihr benehmet Euch zu sehr, als wäret Ihr hier Herr im Hause, und doch ...«

»Nun, saget nur was Ihr auf der Zunge habt, schöne Mariette. Und doch bin ich hier nur aus Mitleiden aufgenommen und erzogen worden, nicht wahr? und ich kann nicht zur Familie gehören, weil ich keine Familie habe; ich habe nicht das Recht dazu, weil ich Champi bin? Ist das Alles was Ihr sagen wolltet?«

Indem der junge Mann Marietten dieses gerade heraus sagte, blickte er ihr so fest ins Gesicht, daß sie bis über die Ohren roth wurde; denn sie sah wohl, daß er ein ernster und strenger Mann war, während er sich zu-

gleich so ruhig und sanft benahm, daß es nicht möglich war, ihn aufzubringen oder ihn zu ungerechten Worten und Gedanken zu reizen.

Das arme Kind fühlte ein wenig Furcht, obgleich sie sonst gewöhnlich ihre Zunge zu brauchen wußte; aber diese Furcht verhinderte sie nicht, daß sie den heimlichen Wunsch hatte, dem hübschen Menschen zu gefallen, der sie mit solcher Festigkeit anblickte und mit solcher Offenherzigkeit mit ihr sprach. Sie war daher ganz betroffen und verlegen, so daß sie Mühe hatte, ihre Thränen zurückzuhalten und sich schnell umwendete, damit Franz es nicht sehen sollte.

Aber er sah es wohl und sagte daher ganz freundschaftlich zu ihr:

»Ihr habt mich nicht beleidigt, Mariette, und Ihr habt auch keinen Grund, Euch beleidigt zu fühlen. Ich denke nicht schlecht von Euch; aber ich sehe, daß Ihr noch jung seyd, daß das Unglück ins Haus eingezogen ist und daß Ihr nicht darauf achtet, weshalb ich Euch wenigstens sagen muß, was ich denke.«

»Und was denkt Ihr denn?« fragte sie; »sagt es nur gleich heraus, damit man weiß ob Ihr ein Freund oder ein Feind seyd.«

»Ich denke, wenn Ihr die Mühe und Arbeit nicht liebt, der man sich für Diejenigen unterzieht, die man liebt und die sich in einer schlimmen Lage befinden, so solltet Ihr für Euch bleiben, Euch um nichts kümmern, als um Euren Putz, um Eure Anbeter, um Eure künftige Heirat, und nicht darüber reden, daß man hier Eure Stelle einnimmt. Aber wenn Ihr ein menschenfreundliches Herz habt, wenn Ihr Eure Schwägerin und den guten Johannes liebt und auch die treue Magd, welche im Stande ist, so lange zu arbeiten bis sie liegen bleibt, dann müßt Ihr ein wenig früher aufstehen, Magdalenen pflegen, den Johannes trösten, es Katharinen leichter machen und ganz besonders auch Eure Ohren der Feindin des

Hauses verschließen, dieser Severa, welche ein schlechtes Weib ist, das könnt Ihr mir glauben. So denke ich und nicht anders.«

»Es ist mir lieb daß ich es weiß,« erwiederte Mariette, ein wenig schnippisch, »und Ihr werdet mir nun wohl auch sagen, mit welchem Rechte Ihr wünschet, daß ich auch nach Eurer Weise denke.«

»So meint Ihr es?« versetzte Franz. »Mein Recht ist das Recht des Champi, und damit Ihr Alles wisset, des Knaben, den Frau Blanchet aus Mitleid in ihrem Hause aufgenommen und erzogen hat. Aus diesem Grunde aber habe ich die Pflicht, sie wie meine Mutter zu lieben und das Recht, so zu handeln, daß ich sie für ihre Menschenfreundlichkeit belohne.«

»Daran finde ich nichts zu tadeln,« entgegnete Mariette, »und ich sehe, daß ich nichts Besseres thun kann, als daß ich Euch für jetzt meine Achtung und in der Zukunft meine Freundschaft schenke.«

»Das wird mir lieb seyn,« sagte Franz, »gebt mir die Hand darauf.«

Zugleich hielt er ihr ohne alle Verlegenheit seine große Hand hin. Aber es fiel der kleinen Mariette plötzlich ein, sich ein wenig wichtig zu machen; sie zog ihre Hand zurück und sagte, es sey für ein junges Mädchen nicht schicklich, einem jungen Manne die Hand zu geben.

Franz mußte lachen und ließ sie stehen, denn er sah wohl daß sie nicht aufrichtig war und daß sie es hauptsächlich darauf anlegte, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

»Nein, mein schönes Kind,« dachte er; »Ihr seyd auf einem falschen Wege, und solche Freunde, wie Ihr meinet, werden wir nicht werden.«

Er ging dann an das Bett Magdalenens, die erwacht war und zu ihm sagte, indem sie seine beiden Hände ergriff:

»Ich habe recht gut geschlafen, mein Sohn, und ich

danke dem lieben Gott dafür, daß er mir bei meinem Erwachen zuerst Dein Gesicht sehen läßt. Aber wie kommt es, daß mein Johannes nicht bei Dir ist?«

Als Franz ihr den Grund erklärt hatte, sagte sie auch Marietten freundliche Worte und bedauerte es, daß sie die Nacht bei ihr gewacht hätte, indem sie ihr versicherte, daß sie nicht nöthig habe, soviel Rücksicht auf ihre Krankheit zu nehmen. Mariette erwartete, Franz werde sagen, wie spät sie aufgestanden war; aber er erwähnte nichts, sondern ließ sie mit Magdalenen allein, welche einen Versuch machen wollte aufzustehen, da sie kein Fieber mehr fühlte.

Nach drei Tagen war sie sogar soweit wieder hergestellt, daß sie über ihre Angelegenheiten mit Franz sprechen konnte.

»Seyd nur ohne Sorgen, liebe Mutter,« sagte dieser zu ihr; »ich habe dort vielerlei gelernt und verstehe meine Sache ziemlich gut. Ich will Euch aus Eurer unangenehmen Lage reißen und ich zweifle nicht, daß es mir gelingen wird. Laßt mich nur machen, stimmt in Alles ein was ich sagen werde und unterzeichnet Alles was ich Euch vorlege. Da ich jetzt über Eure Gesundheit beruhigt bin, so will ich unverzüglich nach der Stadt gehen und einen Rechtsgelehrten um Rath fragen. Es ist heute Markttag, ich finde dort Manchen, mit dem ich sprechen will und hoffe, daß ich meine Zeit nicht verlieren werde.«

Er that was er sagte, und nachdem er mit einem Juristen gesprochen hatte, sah er recht gut ein, daß Blanchet's letzte Schuldverschreibungen Veranlassung zu einem guten Prozesse geben konnten, denn er hatte sie vom Weine berauscht und in einem Zustande fieberhafter Aufregung unterschrieben. Severa glaubte, Magdalena werde aus Furcht vor den Kosten nicht klagen. Franz wollte der Müllerin zwar nicht den Rath geben, sich auf den Ausgang eines Prozesses einzulassen, aber er hoffte,

auf dem Wege der Uebereinkuuft seinen Zweck zu erreichen, nachdem er der Severa anfangs einen tapferen Widerstand geleistet haben würde, und da er Jemand haben mußte, der für ihn mit dem Gegner unterhandelte, so entwarf er einen Plan, welcher vortrefflich gelang.

Seit drei Tagen hatte er die kleine Mariette beobachtet und gesehen, daß sie täglich nach Dollins zu spaziren ging, wo Severa wohnte, und daß sie in einem freundschaftlicheren Verhältnisse mit dieser Frau stand als er gewünscht hätte, weil sie dort junge Leute von Severa's Bekanntschaft fand, die ihr schöne Dinge sagten. Man konnte nicht annehmen, daß es ihr Wille war, auf diese zu hören, denn sie war noch ein unschuldiges Mädchen und sie glaubte nicht, daß der Wolf dem Schafstalle so nahe sey; aber die Schmeicheleien machten ihr Vergnügen und sie dürstete danach wie die Fliege nach der Milch. Sie hütete sich wohl, daß Magdalena erfuhr, wohin sie ging, aber diese war nicht gewohnt, viel mit anderen Frauen zu plaudern, und da sie auch die Stube noch nicht verlassen konnte, so sah sie nichts und ahnete auch nichts. Katharina war nicht die Person, welche etwas errieth oder bemerkte, und so hatte die Kleine volle Freiheit, unter dem Vorwande, daß sie die Schafe aufs Feld trieb, deren Bewachung sie dann einem kleinen Knaben übertrug, in schlechte Gesellschaft zu gehen.

Franz, der oft ausgehen mußte, sah dies Alles, sprach aber im Hause kein Wort davon, sondern benutze es, wie wir hören werden.

XI.

Er wartete am nächsten Tage bei der kleinen Brücke über den Fluß, die sie passiren mußte, ihre Ankunft ab, als ob er zufällig hier stände und nichts weiter zu thun hätte. Als sie ihn erblickte, wurde sie blutroth, und wenn es ihr möglich gewesen wäre, so würde sie sich sogleich aus dem Staube gemacht haben. Allein der Zugang zur Brücke war durch Strauchwerk verdeckt, und sie sah daher den Wolf nicht eher, als bis er sie schon fast in den Klauen hatte. Er blickte dahin, woher sie kam, und sie konnte also weder vorwärts noch rückwärts, ohne von ihm gesehen zu werden.

»Nun, Herr Müller,« sagte sie mit der möglichsten Dreistigkeit zu ihm, »wollt Ihr nicht ein wenig auf die Seite treten, um die Leute vorbei zu lassen?«

»Nein, Mamsell,« antwortete Franz, »denn heute bin ich zum Wächter der Brücke angestellt und verlange von Jedem, der darüber geht, einen Zoll.«

»Ihr seyd nicht klug, Franz; hier zu Lande wird kein Brückenzoll bezahlt. Aber sagt was Ihr wollt, nur laßt mich vorübergehen, denn es ist hier kein Platz zum Scherzen und ich könnte am Ende ins Wasser fallen.«

»Ihr glaubt also,« erwiederte Franz ohne auszuweichen und indem er die Arme über der Brust kreuzte, »daß ich mit Euch scherzen will, und daß mein Brückenzoll darin besteht, daß ich Euch Schmeicheleien sagen will? Diesen Gedanken gebt auf, Mamsell; ich will ganz ernsthaft mit Euch sprechen und will Euch den Weg frei lassen, wenn Ihr mir erlaubt, Euch ein Stück zu begleiten und mich mit Euch zu unterhalten.«

»Das kann ich Euch nicht erlauben,« entgegnete Mariette, welche glaubte, daß Franz die Absicht habe, ihr eine Liebeserklärung zu machen. »Was würden die Leute von mir sagen, wenn sie mich auf einsamen Wegen mit einem jungen Menschen sähen, der nicht mein Bräutigam ist?«

»Ihr habt Recht,« sagte Franz; »da Frau Severa nicht da ist, um Eure Ehre in Schutz zu nehmen, könnten die Leute darüber reden. Ihr geht deshalb zu ihr, um mit allen Euren Anbetern in ihrem Garten spaziren gehen zu können. Um Euch daher nicht zu geniren, will ich sogleich hier mit Euch sprechen, und zwar in wenigen Worten, denn die Sache hat Eile. Nicht wahr, Ihr seyd ein gutes Mädchen, Ihr habt Eure Schwägerin Magdalena lieb und Ihr würdet sie gerne aus einer Verlegenheit reißen, in der sie sich befindet?«

»Wenn Ihr darüber mit mir sprechen wollt,« antwortete Mariette, »dann will ich Euch gerne anhören, denn was Ihr saget, ist die Wahrheit.«

»Nun, so will ich Euch sagen, daß Ihr der guten Frau Blanchet einen großen Dienst leisten könnt. Da Euch, wie ich glauben will, noch immer ihr Nutzen am Herzen liegt, obgleich Ihr mit der Severa in Freundschaft lebt, so sollt Ihr diese zu einem freundschaftlichen Abkommen zu bereden suchen. Sie verlangt zwei Dinge, welche ihr nicht zu gleicher Zeit gewährt werden können; zuerst will sie sich wegen der Bezahlung der Grundstücke, die Blanchet verkauft hatte, um seine Schuld bei ihr zu tilgen, an seinen Nachlaß halten, und zweitens verlangt sie die Bezahlung von Schuldscheinen, die er ihr selbst ausgestellt hat. Sie mag aber die Erben quälen und chicaniren so viel sie will, so wird sie es doch nicht dahin bringen, daß diese mehr bezahlen können als sie haben. Stellt ihr also vor, daß wir ihr den Betrag der Schuldverschreibungen bezahlen werden, wenn sie uns von der Verbind-

lichkeit für die Grundstücke entläßt; aber wenn wir uns nicht von der einen Schuld frei machen können, so können wir die anderen nicht bezalen, und wenn sie uns eine Menge Unkosten macht, die ihr zu nichts nützen, so kann es am Ende dahin kommen, daß sie Alles verliert.«

»Dies scheint mir ganz richtig,« sagte Mariette, »obgleich ich von solchen Dingen nicht viel verstehe. Gesetzt nun, ich brächte sie so weit, was würde für meine Schwägerin besser seyn, die Schuldverschreibungen zu bezahlen oder die Bürgschaft los zu werden?«

»Die Bezahlung wäre das Schlimmste, denn es wäre das Ungerechteste. Man kann die Giltigkeit der Verschreibungen bestreiten und einen Prozeß deshalb anfangen; aber zum Prozessiren gehört Geld und Ihr wißt wohl, daß kein Geld im Hause ist und auch nie seyn wird. Für Eure Schwägerin ist es also gleich, ob das was sie noch hat, für Prozesse oder für Zahlung an die Severa darauf geht; aber für diese ist es jedenfalls besser, wenn sie ihr Geld bekommt, ohne daß sie zu klagen braucht. Wenn Magdalena einmal ruinirt seyn soll, so muß sie es vorziehen, Alles was sie hat, ihren Gläubigern zu überlassen, anstatt eine Schuld auf dem Halse zu behalten, welche Zeit ihres Lebens dauern kann. Die Käufer von Blanchet's Grundstücken können schwerlich bezahlen, das weiß Severa recht gut, und sie wird früher oder später genöthigt seyn, die Felder zurück zu nehmen, was ihr übrigens nicht unlieb seyn wird, denn es ist kein übles Geschäft, sie in verbessertem Zustande zurück zu erhalten und in der Zwischenzeit hohe Interessen dafür bezogen zu haben. Severa kann also nichts verlieren, wenn sie uns von der Verbindlichkeit entläßt, und sie sichert sich dadurch die Zahlung ihrer Geldforderung.«

»Ich werde thun was Ihr mir saget,« erwiederte Mariette, »und Ihr sollt mich für ein schlechtes Mädchen halten, wenn ich nicht mein Möglichstes thue.«

»Nun, dann wünsche ich Euch Glück, Mariette,« sagte Franz, indem er sie gehen ließ.

Die Kleine setzte ihren Weg nach Dollins fort, froh, eine gute Entschuldigung zu haben, um sich dort zu zeigen, recht lange bleiben und auch die folgenden Tage wieder hingehen zu können. Severa stellte sich als ob Mariettens Mittheilungen ihr zusagten, aber im Grunde nahm sie sich vor, nicht zu schnell zu gehen. Sie hatte Magdalenen von jeher gehaßt, schon deshalb, weil Blanchet sie wider seinen Willen achten mußte. Sie glaubte sie für ihre ganze Lebenszeit in ihrer Macht zu haben, und sie hätte lieber auf ihre bare Forderung verzichtet, die, wie sie wohl wußte, nicht ganz sicher war, als auf das Vergnügen, sie mit einer endlosen Schuld immerfort quälen zu können.

Franz wußte dies wohl und er wollte sie dahin bringen, die Bezahlung dieser Schuld zu verlangen, um Gelegenheit zu haben, Blanchet's gute Felder von den Käufern, die sie fast umsonst an sich gebracht hatten, zurückkaufen zu können. Als ihm aber Mariette die Antwort brachte, sah er wohl, daß man ihn mit Worten hinhalten wollte, daß es auf der einen Seite der Kleinen lieb seyn würde, recht lange die Unterhändlerin zu machen, und daß auf der anderen Seite Severa noch nicht dahin gebracht war, daß ihr mehr an Magdalenens Ruin als an der Bezahlung ihrer Forderung gelegen war.

Um sie desto schneller dahin zu bringen, nahm er Marietten zwei Tage später auf die Seite und sagte zu ihr:

»Ihr müßt heute nicht nach Dollins gehen, Mariette. Eure Schwägerin hat, ich weiß nicht wie erfahren, daß Ihr jetzt noch öfter hinübergeht als sonst, und sie meint, daß es kein Ort für ein anständiges Mädchen ist. Ich habe es ihr auseinandergesetzt, daß Ihr jetzt nur in ihrem Interesse zu Severen geht; aber sie hat mich

eben so wie Euch getadelt. Sie sagt, sie will lieber ihr ganzes Vermögen verlieren als Euch um Eure Ehre kommen zu sehen, und da Ihr unter ihrer Vormundschaft steht und da sie das Recht dazu hat, so würde sie Euch mit Gewalt am Ausgehen verhindern, wenn Ihr es nicht freiwillig unterlaßt. Sie will nichts davon gegen Euch erwähnen, wenn Ihr nicht wieder hinüber geht, denn sie will Euch nicht kränken, aber sie ist sehr böse auf Euch, und es würde gut seyn, wenn Ihr sie um Verzeihung bätet.«

Kaum hatte Franz den Hund losgelassen, so fing er an zu bellen und zu beißen. Er hatte den Charakter der kleinen Mariette richtig beurtheilt, daß er eben so reizbar und feuerfangend war als der ihres Bruders.

»Das sollte mir einfallen!« rief sie, »wie ein Kind von drei Jahren einer Schwägerin zu gehorchen! als wenn sie meine Mutter wäre, die Ehrfurcht von mir verlangen könnte! Und woher weiß sie denn, daß ich meine Ehre verlieren werde? Sagt ihr nur, daß sie eben so fest sitzt als die ihrige. Und was weiß sie denn von der Severa, die eben so gut ist als manche Andere? Ist man deswegen eine schlechte Person, wenn man nicht den ganzen Tag näht, spinnt und betet? Meine Schwägerin ist ungerecht, weil sie mit ihr in Streitverhältnissen lebt, und sich daher berechtigt glaubt, schlecht von ihr zu sprechen. Das sollte sie aber nicht thun, denn wenn Severa wollte, könnte sie sie von Haus und Hof vertreiben, und es ist schon ein Beweis, daß sie nicht so schlimm ist als man sagt, weil sie es nicht thut, sondern wartet. Und ich bekomme nun einen so schlechten Dank dafür, mich in ihre Angelegenheiten zu mischen, die mich gar nichts angehen! So viel kann ich Euch aber sagen, Franz, daß ich nichts Schlimmeres thue, indem ich zu Severen gehe als wenn ich zu Hause bleibe.«

»Das käme darauf an,« erwiederte Franz, welcher die Gährung ganz zum Ausbruch kommen lassen wollte;

»Eure Schwägerin hat vielleicht nicht ganz Unrecht, indem sie glaubt, daß Ihr dort nichts Gutes thut. Und ich muß Euch sagen, Mariette, daß es mir auch scheint, als ob Euch zuviel daran läge, hinüber zu gehen; das ist nicht in der Ordnung. Was Ihr Severen wegen der Angelegenheit mit Magdalenen zu sagen hattet, ist gesagt; wenn Severa nicht darauf eingehen will, so mag sie es unterlassen. Geht also nicht wieder zu ihr, sonst müßte ich wie Magdalena glauben, daß Ihr keine gute Absicht dabei habt?«

»Ihr wollt also auch den Herrn gegen mich spielen, Meister Franz?« rief Mariette hitzig. »Ihr glaubt, Ihr habt hier zu befehlen und Ihr seyd an die Stelle meines Bruders getreten? Ihr habt noch nicht Bart genug um den Schnabel, um mich hofmeistern zu können. Gott befohlen,« sagte sie, indem sie ihre Haube in Ordnung brachte; »wenn meine Schwägerin nach mir fragt, so saget ihr, daß ich bei Severa bin, und wenn sie Euch etwa hinschickt um mich zu holen, so werdet Ihr sehen, wie Ihr empfangen werden sollt.«

Nach diesen Worten schlug sie die Thür heftig hinter sich zu und machte sich mit schnellen Schritten nach Dollins auf den Weg; da aber Franz glaubte, ihr Zorn möchte sich unterwegs abkühlen, besonders da es draußen kalt war, ließ er ihr einen kleinen Vorsprung, und als er sah, daß sie in der Nähe des Dorfs war, setzte er seine langen Beine in Bewegung, lief ihr nach, und holte sie ein, so daß sie glauben mußte, er sey ihr von Magdalenen nachgeschickt.

Jetzt setzte er ihr so sehr mit Worten zu, daß er sie endlich dahin brachte, daß sie die Hand gegen ihn erhob. Aber er wich den Schlägen aus, denn er wußte wohl, daß sie die besten Ableiter des Zornes sind, und daß eine Frau welche zuschlägt, sich dadurch ihren Aerger erleichtert. Er verließ sie, und sobald die Kleine zu Severa kam,

machte sie einen großen Lärm. Sie hatte zwar keine bösen Absichten, aber im ersten Ausbruche ihres Verdrusses konnte sie nicht an sich halten, und Franz, der noch im Hohlwege lauschte, hörte sie von weitem belfern und keifen.

Die Sache ging wie er es wünschte, und er war derselben auch so gewiß, daß er schon den andern Tag nach Aigurande ging, sich sein Geld von dem Pfarrer geben ließ und in der Nacht mit seinen vier dummen Papierchen zurückkam, die, obgleich sie ein schönes Stück Geld werth waren, in seiner Tasche doch nicht mehr Lärm machten als ein Brotkrümchen in einer Mütze. Schon nach acht Tagen ließ Severa etwas von sich hören; sie hatte alle Käufer der Grundstücke zur Zahlung auffordern lassen, keiner hatte Geld gehabt und Magdalena sollte nun für sie bezahlen.

Sobald die Müllerin dies erfuhr, kam sie in große Sorge, denn Franz hatte ihr noch nichts von seinem Plane mitgetheilt

»So ist's recht,« sagte er zu ihr, indem er sich fröhlich die Hände rieb; »ein Kaufmann kann nicht immer gewinnen und ein Dieb nicht immer plündern. Frau Severa läßt sich ein schönes Geschäft entgehen und Ihr macht ein noch besseres Geschäft. Stellt Euch nur, liebe Mutter, als ob Ihr Euch für ruinirt hieltet; je schlimmer die Lage ist, in der sie Euch sieht, desto mehr wird sie sich beeifern, das zu thun, was Euch schadet. Aber dies ist Euer Vortheil, denn indem Ihr die Severa bezahlt, kommt Ihr wieder in den Besitz der ganzen Erbschaft Eures Sohnes.«

»Aber mit was soll ich denn bezahlen, lieber Franz?«

»Mit dem Gelde, das ich in der Tasche habe und das Euch gehört.«

Davon wollte Magdalena nichts wissen; aber der Champi erklärte, daß er hartnäckig sey und sich von dem was er sich einmal vorgenommen habe, nicht wieder abbringen lasse. Er ging sogleich zu dem Notar, dem er im Namen der Witwe Blanchet zweihundert Pistolen über-

gab, und Severa wurde, sie mochte wollen oder nicht, bezahlt, ebenso wie die übrigen Gläubiger des Nachlasses, welche gemeinschaftliche Sache mit ihr machten.

Als die Sache so weit war und als Franz auch die armen Käufer für ihren Verlust entschädigt hatte, behielt er noch genug übrig, um prozessiren zu können, und er ließ Severa daher wissen, daß er wegen der Schuldverschreibungen, die sie dem Verstorbenen auf unrechtmäßige Weise abgepreßt habe, einen Prozeß mit ihr anfangen werde. Er verbreitete ein Märchen, welches großes Aufsehen in der Gegend machte; er sagte nämlich, er habe in einer alten Mauer der Mühle, als er einen Stützbalken einziehen wollte, die Sparbüchse von Blanchets verstorbener Mutter gefunden, die ganz voll guter Louisdor von altem Gepräge gewesen sey, und daß Magdalena dadurch reicher geworden sey als sie jemals gewesen. Des Streites müde ließ sich Severa herbei zu unterhandeln, indem sie hoffte, daß Franz mit den Goldstücken, die er so zur rechten Zeit gefunden, freigebig umgehen und daß sie auf freundschaftlichem Wege mehr von ihm erhalten würde als mit Gewalt. Aber ihre Mühe war vergeblich, denn er wußte sie so in die Enge zu treiben, daß sie endlich die Schuldscheine für die Summe von dreihundert Franken herausgab.

Um sich zu rächen, hetzte sie dann die kleine Mariette auf, indem sie ihr sagte, daß die Sparbüchse der Großmutter zwischen ihr und Johannes hätte getheilt werden müssen, daß sie gegründete Ansprüche darauf habe und daß sie ihre Schwägerin verklagen müsse.

Jetzt sah sich der Champi gezwungen, über die wirkliche Quelle des Geldes, das er bezahlt hatte, die Wahrheit zu sagen, und der Pfarrer von Aigurande schickte ihm die Beweise, für den Fall, daß ein Prozeß entstehen sollte.

Er zeigte diese Beweise zuerst Marietten, indem er sie bat, ohne Noth nichts davon ruchbar werden zu lassen, und ihr auseinandersetzte, daß sie nichts weiter zu thun habe, als sich ruhig zu verhalten. Aber Mariette konnte keine Ruhe halten; ihr Gehirn war durch dieses Familiengewirre ganz in Feuer gerathen, und es war als ob das arme Kind vom Teufel besessen wäre. Obgleich Magdalena sie immer mit der größten Güte behandelt und ihr Alles nachgesehen, hatte sie doch einen Haß und eine Mißgunst auf ihre Schwägerin geworfen, deren wirklichen Grund zu erklären ihr aus falscher Scham sehr schwer geworden seyn würde. Aber der wirkliche Grund war, daß sie mitten in diesem Streite und trotz ihrer Wuth auf Franz, sich ohne es selbst zu wissen und ohne den Streich, den ihr der Teufel spielte zu ahnen, in ihn verliebt hatte. Je mehr er sie wegen ihrer Launen und wegen ihrer Vernachlässigungen tadelte, desto mehr beeiferte sie sich, ihm zu gefallen.

Sie war zwar nicht gewohnt, sich eine Sache sehr zu Herzen zu nehmen oder sich zu Tode zu weinen; aber sie hatte keine Ruhe, wenn sie bedachte, daß Franz ein so hübscher Mensch, so reich, so brav, so geschickt und so muthig war, daß er im Stande gewesen wäre, seinen letzten Blutstropfen für die hinzugeben, die er liebte, und daß sie von dem Allen nichts haben sollte, obgleich sie sich für das schönste und reichste Mädchen im Dorfe halten und die Liebhaber mit Scheffeln messen konnte.

Eines Tages öffnete sie darüber ihr Herz gegen ihre böse Freundin Severa. Es war auf einer Trift, auf der ein alter Apfelbaum stand, welcher in voller Blüthe war; denn während dies Alles vorging, war der Monat Mai herangekommen. Mariette hütete hier ihre Schafe am Ufer des Wassers und Severa kam zu ihr, um unter dem blühenden Apfelbaume mit ihr zu plaudern.

Aber der liebe Gott wollte, daß Franz in der Nähe war und Alles hörte, was sie sprachen. Er hatte Severa auf die Wiese kommen sehen, und da er sich dachte, daß sie vielleicht wieder etwas gegen Magdalenen im Schilde führte, schlich er sich leise unter dem Weidengebüsch am Ufer des Flusses, welches hier so hoch ist, daß ein Wagen voll Heu ungesehen hindurchfahren konnte, hinzu, setzte sich ganz still auf den Sand und spitzte die Ohren.

Er hörte Alles was die beiden geläufigen Weiberzungen mit einander verhandelten. Zuerst gestand Mariette, daß sie an keinem einzigen ihrer Anbeter Gefallen finde, wegen eines Müllers, der gar nicht artig gegen sie sey und ihr dennoch so sehr im Kopfe herumginge, daß sie nicht schlafen könne. Aber Severa hatte den Plan gemacht, sie mit einem jungen Manne ihrer Bekanntschaft zu verbinden, der sich sehr um sie bewarb und der Severa sogar ein großes Geschenk versprochen hatte, wenn sie ihm zu der kleinen Blanchet verhelfen könnte. Es scheint sogar, daß sie sich von ihm, wie sie es auch in manchen anderen Fällen that, schon etwas hatte im voraus bezahlen lassen, und sie that deshalb alles Mögliche, um Marietten von dem Gedanken an Franz abzubringen.

»Pfui!« sagte sie zu ihr, »einen Champi? wie kann ein Mädchen Eures Standes einen solchen Menschen heiraten? Ihr würdet also Madame la Fraise heißen, denn einen anderen Namen hat er nicht. Wahrhaftig, ich würde mich um Euretwillen schämen, mein gutes Kind, und überdies wird es Euch nichts helfen, Ihr müßtet ihn Eurer Schwägerin abspenstig machen, denn daß die zusammen einig sind, das ist so gewiß wie Ja und Amen.«

»Das habt Ihr mir schon mehremal zu verstehen gegeben, Severa; aber ich kann es nicht glauben, denn meine Schwägerin ist doch zu alt.«

»O nein, Mariette, Eure Schwägerin ist noch nicht zu alt dazu; sie ist kaum dreißig Jahre und der Champi

war noch ein halbes Kind, als Euer Bruder ihn schon in großer Vertraulichkeit mit ihr gesehen hat. Deshalb prügelte er ihn auch einmal tüchtig durch und warf ihn aus dem Hause.«

Franz hatte große Lust, aus dem Gebüsch hervor zu springen und der Severa zu sagen, daß sie log; aber er hielt noch an sich und blieb sitzen.

Severa sagte noch allerhand und brachte solche abscheuliche Lügen vor, daß es dem Franz ganz warm im Kopfe wurde und daß er die größte Mühe hatte, die Geduld nicht zu verlieren.

»Dann will er sie also wohl heiraten, da sie Witwe ist?« sagte Mariette; »er hat ihr schon einen guten Theil seines Geldes gegeben und er wird wenigstens den Genuß von den zurückgekauften Grundstücken haben wollen.«

»Er wird sich aber verrechnen,« entgegnete Severa, »denn Magdalena wird sich jetzt, nachdem sie ihn geplündert hat, nach einem Reicheren umsehen und wird ihn auch finden. Sie muß doch Jemand haben, der ihre Wirthschaft versieht, und bis sie einen Mann findet wie sie ihn wünscht, wird sie diesen Pinsel behalten, der ihr umsonst dient und ihr während ihres Witwenstandes die Zeit vertreibt.«

»Wenn sie ein solches Leben führt,« sagte Mariette ganz betroffen, »dann bin ich gut bei ihr aufgehoben, und ich werde wohl auch in einen schlechten Ruf kommen. Ihr werdet einsehen, liebe Severa, daß ich nicht bei ihr bleiben kann, sondern mich von ihr zurückziehen muß. Sie ist also auch eine von den Scheinheiligen, die in allen Dingen etwas Böses sehen, weil sie nur in Gegenwart des lieben Gottes sündigen. Aber sie soll es sich nicht beigehen lassen, von Euch und von mir wieder Böses zu sprechen! Ich will ihr jetzt meine Meinung sagen und will zu Euch ziehen; wenn sie böse wird, werde ich ihr darauf antworten, und wenn sie mich etwa zwingen will, wieder zu ihr

zu kommen, dann verklage ich sie, und die Leute sollen erfahren, was an ihr ist, darauf könnt Ihr Euch verlassen.«

»Es gibt noch ein besseres Mittel, Mariette, nämlich daß Ihr so bald als möglich heiratet. Sie wird sich nicht weigern, Euch ihre Einwilligung zu geben, denn ich weiß gewiß, daß es ihr lieb seyn wird, Euch los zu werden. Ihr genirt sie bei ihrer Liebschaft mit dem hübschen Champi. Aber Ihr dürft es nicht verschieben, denn man würde sagen, daß er es mit Euch Beiden hält und dann bekommt Ihr keinen Mann.«

»Ja, das will ich thun,« rief Mariette, indem sie ihren Hirtenstab mit einem heftigen Schlage an den Apfelbaum zersplitterte. »Ich gebe Euch mein Wort, Severa, und Ihr könnt es ihm sagen, daß er diesen Abend zu uns kommt und um mich anhält, so daß wir nächsten Sonntag aufgeboten werden können.«

XII.

Franz war in seinem Leben noch nicht so traurig gewesen, als da er das Gebüsch verließ, wo er dieses Weibergeschwätz mit angehört hatte. Es lag ihm wie ein Centnergewicht auf dem Herzen, und während er langsam nach der Mühle zuschlich, verlor er allen Muth, sich wieder im Hause sehen zu lassen, und er setzte sich daher in das kleine Eichengebüsch am Ende der Wiese.

Als er hier allein war, mußte er weinen wie ein Kind, und sein Herz wollte ihm vor Kummer und Scham zerspringen, denn er konnte den Gedanken gar nicht ertragen, daß man so etwas von ihm sagte und daß seine arme liebe Magdalena, die er sein ganzes Leben lang so ehrfurchtsvoll und so rechtschaffen geliebt hatte, von seinen

Diensten und seinen guten Absichten nichts weiter haben sollte, als daß sie von den verleumderischen Zungen gemißhandelt wurde.

»Mein Gott, mein Gott!« dachte er in seinem Herzen, »ist es denn möglich, daß die Menschen so schlecht sind, und daß ein Weib wie die Severa so frech seyn kann, die Ehre einer Frau wie meine gute Mutter nach ihrem Maße zu messen? Und ein so junges Mädchen wie Mariette, die nur an Unschuld und Aufrichtigkeit denken sollte, ein Kind, das die Sünde noch nicht kennt, hört doch auf solche Teufelsworte, und glaubt ihnen, als ob sie sich einen Begriff davon machen könnte! Und wenn sie es glaubt, dann werden es auch Andere glauben, und da die meisten Menschen von der Tugend nichts wissen und nur an das Böse gewöhnt sind, wird gewiß Jedermann denken, daß unter meiner Freundschaft zu Frau Blanchet eine Liebschaft verborgen ist.«

Dann fing der arme Franz an sein Gewissen zu prüfen und sich mit tiefbetrübtem Herzen zu fragen, ob er nicht an den bösen Gedanken der Severa in Bezug auf Magdalenen Schuld habe, ob er in allen Dingen recht gehandelt und ob er nicht gegen seinen Willen und nur aus Mangel an Klugheit und Vorsicht Veranlassung zu solchem Gerede gegeben habe. Aber er mochte nachdenken wie er wollte, er fand doch nicht, daß er nur ein einziges Mal einen bösen Schein auf sich geladen, denn er hatte niemals den entferntesten Gedanken daran gehabt.

Und dann, während er immer nachdachte und grübelte, sagte er zu sich selbst:

»Und wenn nun auch aus meiner Freundschaft zu ihr Liebe geworden wäre, so würde der liebe Gott gewiß nichts dagegen haben, da sie jetzt Witwe ist und nach ihrem Belieben wieder heiraten kann. Ich habe ihr und dem Johannes einen guten Theil des Meinigen gegeben, aber es bleibt mir noch genug, daß ich nicht arm bin und

daß sie ihr Kind nicht verkürzen würde, wenn sie mich zum Manne nähme. Es wäre also nicht Habsucht von mir, wenn ich einen solchen Wunsch hegte, und Niemand könnte sagen, daß ich sie in einer eigennützigen Absicht liebe. Ich bin zwar Champi, aber daran findet sie keinen Anstoß. Sie hat mich geliebt wie ihren Sohn, was die größte Liebe ist, die es gibt, und sie könnte mich daher auch nicht anders lieben. Ich sehe, daß ihre Feinde mich dahin bringen wollen, sie zu verlassen, wenn ich sie nicht heirate, und ich würde eben so gern sterben, als daß ich sie noch einmal verlassen sollte. Und dann braucht sie mich noch, und es wäre schlecht von mir, sie in ihrer unangenehmen Lage ohne Hilfe zu lassen, während ich außer meinem Gelde noch ein Paar Hände und ein Paar Arme habe, mit denen ich sie unterstützen kann. Ja, alles was ich habe, soll ihr gehören, und da sie schon oft davon gesprochen hat, mir mit der Zeit alles zurück zu erstatten, muß ich ihr diesen Gedanken benehmen, indem ich mit der Erlaubuiß Gottes und der Gesetze mein und ihr Vermögen zu unserem gemeinschaftlichen Eigenthum mache. Schon um ihres Sohnes willen muß sie ihren guten Ruf behalten, und dies kann nur geschehen, wenn ich sie heirate. Warum habe ich nur nicht früher schon daran gedacht und warum hat mich eine Schlangenzunge auf den Gedanken bringen müssen? Ich war zu einfältig, ich ahnete es nicht, und meine arme Mutter ist so gut gegen Andere, daß sie nicht daran denkt, ob sie Schaden leiden kann. Der liebe Gott weiß doch Alles gut zu machen, und Frau Severa, welche die Absicht gehabt hat, etwas Böses zu thun, hat mich nur auf meine Pflicht aufmerksam gemacht.«

Und ohne weiter zu zögern und mit sich zu Rathe zu gehen, machte sich Franz wieder auf den Weg mit dem Entschlusse, Magdalenen sogleich seine Idee mitzutheilen und sie auf den Knien im Namen des lieben Got-

tes und des ewigen Lebens zu bitten, ihn als ihre Stütze anzunehmen.

Als er aber an die Mühle kam und Magdalenen, welche an der Thür saß und Wolle spann, erblickte, machte ihr Gesicht zum ersten Male in seinem Leben einen Eindruck auf ihn, daß er sich fürchtete und ganz niedergeschlagen wurde. Anstatt daß er gewöhnlich gerade auf sie zuging, sie mit offenen Augen anblickte und fragte, wie sie sich befinde, blieb er auf dem Mühlstege stehen, als ob er das Wehr betrachtete und sah nur von der Seite nach ihr hin. Als sie dann zu ihm aufblickte, mußte er sich abwenden, und er konnte sich nicht erklären, wie es kam, daß eine Sache, die ihm vor einigen Minuten so gut und so zweckmäßig geschienen hatte, ihm jetzt so schwer wurde auszusprechen.

Magdalena aber rief ihn zu sich, indem sie sagte: »Komm doch her, mein Franz, ich habe mit Dir zu sprechen. Wir sind allein, setze Dich zu mir und öffne mir Dein Herz, wie man es seinem Beichtvater öffnet, denn ich will, daß Du mir die Wahrheit sagst.«

Durch diese Worte Magdalenens fühlte sich Franz wieder gestärkt; er setzte sich an ihre Seite und antwortete ihr:

»Seyd versichert, meine gute Mutter, daß ich Euch mein Herz öffne wie dem lieben Gott und daß ich Euch die Wahrheit sagen werde, wie man sie im Beichtstuhle sagt.«

Er glaubte, sie habe vielleicht schon etwas von ähnlichen Reden gehört, und sie sey dadurch auf den nämlichen Gedanken gekommen wie er.

»Lieber Franz,« sagte sie zu ihm, »Du bist jetzt einundzwanzig Jahre alt und Du kannst wohl daran denken, Dir eine Frau zu suchen. Bist Du nicht auch meiner Meinung?«

»O ja, ich meine es auch,« antwortete Franz, in-

dem er vor Freuden ganz roth wurde; »sprecht nur, liebe Magdalena, sprecht.«

»Gut,« sagte sie, »ich erwartete eine solche Antwort von Dir, und ich glaube auch gewiß, daß ich errathen habe was Dir gefallen wird. Da es also auch Deine Meinung ist, so werden wir wohl übereinstimmen, und ich hatte vielleicht schon eher daran gedacht als Du. Ich wollte aber erst wissen, ob die Person eine Zuneigung zu Dir hätte und ich wollte darauf schwören, daß dies wenigstens bald geschehen wird, wenn es noch nicht der Fall seyn sollte. Nicht wahr, Du glaubst es auch? Sage mir also, wie steht Ihr zusammen? ... Nun, warum siehst Du mich denn so verwundert an? spreche ich nicht deutlich genug? Aber ich sehe, daß Du zu schüchtern bist und ich will Dir daher zu Hilfe kommen. Das arme Mädchen hat heute den ganzen Morgen geschmollt, weil Du sie gestern ein wenig mit Worten gequält hast und sie bildet sich vielleicht ein, daß Du sie nicht liebst. Aber ich sehe wohl, daß Du Deine Augen auf sie geworfen hast und daß nur ein wenig Eifersucht der Grund ist, warum Du sie zuweilen tadelst. Aber deshalb mache Dir keine Sorge, Franz. Sie ist jung und hübsch, und das kann allerdings gefährlich werden; aber wenn sie Dich wirklich liebt, wirst Du sie gewiß leicht dahin bringen, daß sie auf dem guten Wege bleibt.«

»Aber von wem sprecht Ihr denn, liebe Mutter?« sagte Franz ganz betrübt; »ich verstehe Euch gar nicht.«

»Wie? Du verstehst mich nicht?« erwiederte Magdalena; »sollte es mir denn geträumt haben, oder willst Du mir nur ein Geheimniß daraus machen?«

»Ich sollte ein Geheimniß vor Euch haben?« sagte Franz, indem er Magdalenens Hand ergriff; dann aber ließ er sie wieder fallen und nahm die Ecke ihrer Schürze, zerknillte sie zwischen den Fingern als wäre er ein wenig ärgerlich, führte sie dann zum Munde, als wollte er sie küssen, ließ sie aber endlich ebenso wie die Hand wieder

fallen, denn es war ihm als ob er weinen, als ob er sich erzürnen sollte, oder als ob ihm schwindlich würde und dies Alles zu gleicher Zeit.

»Du bist ganz betrübt, mein Sohn,« sagte Magdalena verwundert; »das ist ein Beweis, daß Du verliebt bist und daß die Sachen nicht nach Deinem Wunsche gehen. Aber ich kann Dir sagen, daß Mariette ein gutes Herz hat, daß sie noch betrübt ist und daß sie, wenn Du ihr offen sagst, wie es Dir ums Herz ist, Dir auch sagen wird, daß sie nur an Dich denkt.«

Franz stand auf, ohne ein Wort zu erwiedern, ging dann einen Augenblick im Hofe umher und kam wieder zu Magdalenen, zu der er sagte:

»Ich wundere mich sehr über das was Ihr mir gesagt habt, Frau Blanchet; was mich betrifft, so habe ich nie daran gedacht, und ich weiß auch gewiß, daß Mamsell Mariette weder Zuneigung zu mir hat, noch mich achtet.«

»Still, still, mein Sohn,« erwiederte Magdalena, »das spricht nur der Aerger aus Dir. Habe ich es nicht selbst gesehen, daß Du mit ihr gesprochen, daß Du ihr Worte gesagt hast, die ich nicht verstand, die sie aber sehr gut zu verstehen schien, da sie so roth wurde wie eine glühende Kohle? Sehe ich nicht alle Tage, daß sie von der Mühle fortgeht und das Vieh dem ersten besten Knaben überläßt? Unser Getreide leidet ein wenig Schaden, wenn die Schafe hineingehen; aber ich will ihr nichts darüber sagen und will nicht von Schafen mit ihr sprechen, wenn ihr der Kopf von Liebe und Heiraten brennt. Das gute Kind ist in dem Alter, wo man die Heerden nicht gut hütet und noch schlechter sein Herz. Aber es ist ein großes Glück für sie, daß sie so viel Verstand gehabt, ihre Augen auf Dich zu werfen, anstatt sich an einen der lockeren Burschen zu hängen, die sie bei der Severa kennen lernt, wie ich es fürchtete. Und für mich ist es ein großes Glück,

wenn Du meine Schwägerin heiratest, die ich fast als meine Tochter betrachte; Du kannst dann bei mir wohnen, Du wirst zu meiner Familie gehören, und ich kann Dir alle das Gute, das Du für mich gethan hast, vergelten, indem ich Euch zu mir nehme, Euch arbeiten und Eure Kinder erziehen helfe. Also zerstöre mir nicht das Glück, das ich in meinem Kopfe darauf baue, durch kindische Gedanken. Oeffne Deine Augen und lege alle Eifersucht ab. Wenn Mariette sich gern putzt, so thut sie es nur, weil sie Dir gefallen will. Daß sie seit einiger Zeit keine Lust zum Arbeiten hat, kommt daher, weil sie beständig an Dich denkt, und wenn sie zuweilen ein wenig heftig mit mir spricht, so hat es wahrscheinlich darin seinen Grund, weil sie über Eure Häkeleien ärgerlich ist und nicht weiß, an wem sie ihren Verdruß auslassen soll. Aber der Beweis, daß sie ein gutes Mädchen ist und daß sie den besten Willen hat, ist, daß sie Dich zum Manne haben will, nachdem sie erfahren hat, was für ein guter, braver Mensch Du bist.«

»Ihr meint es gut, meine liebe Mutter,« sagte Franz traurig; »ja, Ihr seyd wirklich gut, denn Ihr glaubt, daß andere Menschen gut sind, obgleich Ihr Euch täuschet. Aber so viel kann ich Euch sagen, daß Mariette, wenn sie auch gut ist, was ich nicht bestreiten will, um ihr in Euren Augen nicht zu schaden, ihre Gutherzigkeit doch von einer ganz anderen Art ist als die Eurige, und daß sie mir deshalb nicht im Geringsten gefällt. Sprecht mir also nicht mehr von ihr. Ich schwöre Euch bei meiner Ehre und meiner Seligkeit, bei meinem Blute und bei meinem Leben, daß ich eben so wenig in sie verliebt bin als in die alte Katharina, und daß es ein Unglück für sie wäre, wenn sie wirklich ein Auge auf mich geworfen hätte, denn ich mag nichts von ihr wissen. Thut also nichts, um sie zu dem Geständniß zu bewegen, daß sie mich liebt, denn

sie würde dadurch nur meine Feindin werden. Im Gegentheil hört auf das, was sie Euch diesen Abend sagen wird, und laßt sie Jean Aubard heiraten, dessen Frau sie werden will, aber so bald als möglich, damit sie aus Eurem Hause kommt. Es gefällt ihr nicht mehr hier und sie wird Euch keine Freude machen.«

»Jean Aubard?« erwiederte Magdalena; »den nimmt sie gewiß nicht und er paßt auch gar nicht für sie, denn er ist ein einfältiger Mensch, und sie hat zu viel Verstand, um sich einem Manne zu unterwerfen, der keinen hat.«

»Er ist reich und sie wird sich ihm nicht unterwerfen, sondern sie wird ihn nach ihrer Pfeife tanzen lassen, und er ist also der Mann, der für sie paßt. Wollt Ihr Vertrauen auf mich als auf Euren wahren Freund haben, liebe Mutter? Ihr wißt, daß ich Euch bis jetzt noch keinen schlechten Rath gegeben habe. Laßt das junge Ding gehen, die Euch nicht so liebt wie sie sollte, und die keinen Begriff hat von dem was Ihr werth seyd.«

»Es ist blos der Verdruß, der aus Dir spricht, Franz,« sagte Magdalena, indem sie ihm die Hand auf den Kopf legte und ihn ein wenig schüttelte, als ob sie die Wahrheit herausschütteln wollte. Aber Franz, den es ärgerte, daß sie ihm nicht glauben wollte, machte sich von ihr los und sagte in unzufriedenem Tone, und dies war das erste Mal in seinem Leben, daß er sich mit ihr veruneinigte:

»Frau Blanchet, Ihr thut mir Unrecht. Ich sage Euch, daß dieses Mädchen Euch nicht liebt, Ihr zwingt mich, es Euch zu sagen, obgleich ich es höchst ungern thue; denn ich bin nicht hieher gekommen, um Hader und Mißtrauen in Euer Haus zu bringen. Wenn ich es aber sage, so weiß ich es auch gewiß, und Ihr könnt noch den-

ken, daß ich sie liebe? Ich muß glauben, daß Ihr mich nicht liebt, da Ihr mir nicht glauben wollt.«

Nach diesen Worten ging er tief bekümmert fort nach dem Brunnen auf der Wiese, um sich in der Einsamkeit auszuweinen.

Magdalena war noch trauriger als Franz, und sie wäre ihm gern nachgegangen, um ihn zu trösten und eine nähere Erklärung von ihm zu verlangen, aber sie wurde durch Marietten daran gehindert, welche mit einem sonderbaren Gesichte zu ihr kam, um von Jean Aubard mit ihr zu sprechen uud ihr zu sagen, daß er um ihre Hand anhalten werde. Magdalena konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß dies Alles nur die Folge eines Zwistes zwischen Verliebten sey, und sie begann daher von Franz zu sprechen, aber Mariette antwortete ihr darauf in einem Tone, den sie sich gar nicht erklären konnte und der ihr sehr schmerzlich war:

»Wer einen Champi leiden kann, mag ihn für sich behalten, ich bin ein rechtliches Mädchen, und wenn auch mein armer Bruder gestorben ist, so habe ich doch nicht Lust, mich an meiner Ehre kränken zu lassen. Ich hänge nur von mir ab, Magdalena, und wenn die Gesetze mich zwingen, Euch um Rath zu fragen, so können Sie mich doch nicht zwingen, Euch zu folgen, wenn Ihr mir schlechten Rath gebet. Ich bitte Euch also mir jetzt keine Hindernisse in den Weg zu legen, denn ich könnte Euch später auch schaden.«

»Ich begreife gar nicht, was Du willst, mein Kind,« entgegnete ihr Magdalena in sanftem, aber sehr traurigem Tone; »Du sprichst mit mir, als ob Du weder Achtung noch Freundschaft mehr für mich hättest. Ich vermuthe, daß Dir etwas begegnet ist, was Dir jetzt den Kopf verdreht, und ich bitte Dich daher, Dir die Sache einige

*

Tage zu überlegen, ehe Du einen Entschluß fassest. Ich werde Jean Aubard wieder bestellen und wenn Du nach reiflicher Ueberlegung und nachdem Du ruhiger geworden bist, noch ebenso denkst, so werde ich nichts dagegen haben, daß Du ihn heiratest, denn er ist ein ordentlicher Mensch und ist auch nicht arm. Du bist jetzt in einer Wuth, welche Dich an allem Nachdenken hindert und Dein Herz selbst meiner Freundschaft verschließt. Das hat mir Kummer gemacht, aber da ich sehe, daß Du auch bekümmert bist, so verzeihe ich Dir.«

Mariette zuckte die Achseln, um damit zu sagen, daß sie diese Verzeihung verachte, und sie band ihre seidene Schürze vor, um Jean Aubard zu empfangen, welcher eine Stunde später mit Severa in ihrem Sonntagsstaate ankam.

Jetzt fing Magdalena an zu glauben, daß Mariette wirklich schlecht gegen sie gesinnt seyn mußte, daß sie ihr wegen einer Familienangelegenheit eine Frau ins Haus brachte, die ihre Feindin war und die sie nicht ansehen konnte, ohne zu erröthen. Sie nahm sie jedoch nicht unhöflich auf und setzte ihr zu essen und zu trinken vor, ohne weder Verdruß noch Groll an den Tag zu legen, denn sie hätte gefürchtet, Marietten noch mehr aufzubringen, wenn sie sich unfreundlich gegen Severen zeigte. Sie erklärte, daß sie sich dem Wunsche ihrer Schwägerin nicht widersetzen werde, daß sie aber drei Tage Zeit verlange, um eine Antwort zu geben.

Severa bemerkte hierauf in ärgerlichem Tone, daß dies sehr lange sey, aber Magdalena sagte ganz ruhig, es sey im Gegentheil eine sehr kurze Zeit. Hierauf entfernten sich die beiden, ohne daß Jean Aubard ein Wort sprach; aber er lachte sich heimlich ins Fäustchen, denn er zweifelte gar nicht, daß Mariette ganz in ihn ver-

narrt sey. Er hatte bezahlt um dies glauben zu können und Severa hatte es ihm für sein Geld zugesichert.

Beim Fortgehen sagte diese zu Marietten, sie habe zu Haus einen Pfannenkuchen zur Verlobung backen lassen, und dieser müsse gegessen werden, obgleich Frau Blanchet ihre Einwilligung noch hinausgeschoben habe. Magdalena bemerkte, daß es sich nicht für ein Mädchen schicke, mit einem jungen Manne zu gehen, der noch nicht das Jawort der Verwandten erhalten habe.

»Gut, dann gehe ich nicht,« erwiederte Mariette verdrießlich.

»O nein, kommt nur mit,« sagte Severa, »hat Euch denn Jemand etwas zu befehlen?«

»Ihr hört doch, daß meine Schwägerin mir befiehlt zu Hause zu bleiben,« versetzte Mariette.

Sie ging hierauf in ihre Kammer und schlug die Thür heftig hinter sich zu; aber sie blieb nicht darin, sondern verließ das Haus durch die Hinterthür, holte Severa und ihren Liebhaber am Ende der Wiese ein und machte sich mit ihnen über Magdalenen lustig.

Die arme Müllerin konnte sich der Thränen nicht enthalten, als sie sah, welche Wendung die Sachen genommen hatten.

»Franz hat Recht,« dachte sie; »dieses Mädchen liebt mich nicht und ihr Herz ist voll Undankbarkeit. Sie will es nicht einsehen, daß ich nur zu ihrem Vortheil handle, daß ich ihr Bestes wünsche und daß ich sie nur abhalten will, etwas zu thun, was sie später beweinen wird. Sie hat auf schlechte Rathschläge gehört und ich muß sehen, wie diese böse Severa nur Verdruß und Feindschaft in meine Familie bringt. Aber ich habe diesen Kummer nicht verdient und ich muß mich dem Willen Gottes unterwer-

fen. Für meinen armen Franz ist es ein Glück, daß er heller gesehen hat als ich, denn eine solche Frau würde ihn unglücklich gemacht haben!«

Sie suchte Franz auf, um ihm ihre Gedanken mitzutheilen; sie fand ihn noch weinend am Brunnen und da sie glaubte, daß er um Marietten weine, suchte sie ihn auf alle mögliche Art zu trösten. Aber je mehr Mühe sie sich deshalb gab, desto mehr Kummer verursachte sie ihm; denn er schloß daraus, daß sie ihn noch immer nicht verstand und daß ihr Herz sich nie zu ihm wenden werde, so wie er es wünschte.

Am Abende als Johannes zu Bett gegangen war und in seiner Kammer schlief, blieb Franz noch bei Magdalenen, in der Absicht, seinem Zwecke näher zu kommen. Er sagte ihr zuerst, daß Mariette eine Eifersucht auf sie geworfen habe und daß Severa ihr die abscheulichsten Dinge nachsage.

Aber Magdalena konnte noch immer nichts Böses darin sehen.

»Was kann man mir denn nachsagen?« erwiederte sie ruhig, »und welche Eifersucht kann man der einfältigen kleinen Mariette in den Kopf gesetzt haben? Man hat Dich hintergangen, Franz, es liegt etwas Anders zum Grunde, wahrscheinlich eine eigennützige Absicht, was wir später erfahren werden. Von Eifersucht kann gar nicht die Rede seyn; ich bin nicht mehr in dem Alter, um einem jungen und schönen Mädchen Sorge zu machen. Ich bin fast dreißig Jahre alt, und für eine Bauersfrau, die viel Plage und Verdruß in ihrem Leben gehabt hat, ist dies ein Alter, als wenn ich Deine Mutter wäre. Nur der Teufel selbst könnte sagen, daß ich Dich auf eine andere Art ansehe, als meinen Sohn, und Mariette muß wohl sehen, daß es mein Wunsch war, ein Paar aus Euch

zu machen. Nein, nein, mein Sohn, glaube nicht, daß sie so schlechte Gedanken hegt oder sage es mir wenigstens nicht, denn es macht mir zu viel Kummer und Beschämung.«

»Und doch« versetzte Franz, obgleich es ihm schwer wurde, noch mehr zu sagen und er sich nach dem Herde herabbücken mußte, damit Magdalena die Verlegenheit in seinem Gesicht nicht sehen sollte, »doch hat Blanchet auch einen solchen bösen Gedanken gehabt und er wollte mich deshalb nicht länger im Hause behalten.«

»Das weißt Du, Franz?« sagte Magdalena; »wie hast Du es denn erfahren? Ich habe es Dir nicht gesagt und würde es Dir auch nie gesagt haben. Wenn Katharina davon mit Dir gesprochen hat, so ist es mir nicht lieb; ein solcher Gedanke muß Dir eben so unangenehm seyn als mir. Aber wir wollen nicht mehr daran denken und es meinem seligen Manne verzeihen; die ganze Schande davon fällt auf Severa. Aber jetzt kann diese nicht mehr eifersüchtig auf mich seyn; ich habe keinen Mann mehr, ich bin alt und häßlich, wie sie es damals nur hätte wünschen können, und das ist mir gar nicht unlieb, denn es gibt mir das Recht, daß man mich achtet, daß ich Dich wie meinen Sohn behandle und daß ich eine hübsche, junge und gute Frau für Dich suche, die gern bei mir wohnt und mich wie ihre Mutter liebt. Das ist mein einziger Wunsch, lieber Franz, und wir werden auch eine finden, sey nur ganz ruhig. Es ist Mariettens eigener Schade, daß sie es nicht eingesehen hat, wie glücklich ich sie habe machen wollen. Geh zu Bett, mein Sohn, und verliere den Muth nicht. Wenn ich glaubte, daß ich ein Hinderniß für Deine Heirat seyn könnte, so würde ich Dir sagen, daß Du nicht eine Stunde länger bei mir bleiben sollst. Aber sey versichert, daß ich Niemanden im Wege

seyn kann und daß kein Mensch etwas Unmögliches vermuthen wird.«

Während Franz Magdalenen so sprechen hörte, war es ihm, als ob sie Recht hätte, so sehr war er daran gewöhnt, ihr Alles zu glauben, was sie sagte. Er stand auf, um ihr gute Nacht zu sagen und um in seine Kammer zu gehen; aber indem er ihre Hand ergriff, fiel es ihm zum ersten Male in seinem Leben ein, sie genau anzusehen, mit der Absicht, sich zu überzeugen, ob sie wirklich alt und häßlich sey. Aber weil sie so anständig und so traurig war, bildete sie sich dieses nur ein, denn sie war noch eine eben so hübsche Frau als sie gewesen war.

Und auch dem Franz kam sie noch ganz jung und so schön vor wie die heilige Jungfrau selbst, und das Herz sprang ihm so hoch vor Freude als wäre er auf einen hohen Thurm gestiegen, und ergötzte sich an der herrlichen Aussicht. Er ging in seine Kammer, die er sich in der Mühle mitten unter den Mehlsäcken von Bretern aufgeschlagen hatte, und als er hier allein war, befiel ihn ein Zittern, als hätte er das Fieber, und das Blut wollte ihn ersticken. Aber er war nur krank aus Liebe, denn er fühlte zum ersten Male eine große Flamme in sich brennen, die schon sein ganzes Leben lang unter der Asche geglüht hatte.

XIII.

Seit dieser Zeit war der Champi so traurig, daß es ein Herzeleid war, ihn zu sehen. Er arbeitete so viel als zwei Andere, aber er hatte weder Freude noch Ruhe, und Magdalena konnte ihn nicht dahin bringen, ihr zu sagen, was ihm fehlte. Er versicherte ihr zwar, daß er we-

der Freundschaft noch Liebe für Mariette fühle, aber Magdalena wollte es ihm nicht glauben, denn sie konnte keinen anderen Grund für seinen Kummer auffinden. Es betrübte sie, daß sie ihn leiden sah und daß er kein Vertrauen zu ihr hatte, und sie konnte sich nicht genug wundern, daß der junge Mann so verschlossen und so trotzig bei seiner Traurigkeit war.

Da es nicht ihre Art war, in die Leute zu dringen, so nahm sie sich endlich vor, gar nicht mehr davon zu sprechen. Sie machte noch einige Versuche, Marietten zu bereden, daß sie wieder zu ihr kommen sollte; aber diese nahm es so übel auf, daß sie die Lust verlor und schwieg, obgleich es ihr sehr wehe that. Doch ließ sie sich nichts davon merken, denn sie wollte den Schmerz Anderer nicht vermehren.

Franz fuhr fort, ihr zu dienen und ihr beizustehen mit dem nämlichen Eifer und der nämlichen Rechtschaffenheit wie vorher. Er leistete ihr, wie er es früher gethan hatte, Gesellschaft, so oft er konnte, aber er sprach nicht mehr so wie sonst mit ihr, sondern war bei ihr immer verlegen. Er wurde in der nämlichen Minute feuerroth und schneeweiß, so daß Magdalena glaubte, er sey krank und ihn oft bei der Hand faßte, um zu fühlen, ob er Fieber habe; aber er zog sich dann immer von ihr zurück, als hätte sie ihm weh gethan, indem sie ihn berührte, und zuweilen sagte er ihr sogar unfreundliche Worte, die sie gar nicht verstand.

Und dieser Zustand wurde mit jedem Tage schlimmer zwischen ihnen. Während dem wurde die Heirat Mariettens und Jean Aubard's eifrig betrieben und die Hochzeit wurde auf den Tag festgesetzt, an welchem Magdalenens Trauer zu Ende ging. Diese fürchtete sich vor dem Tage, denn sie glaubte, Franz würde den Verstand dar-

über verlieren und sie wollte ihn nach Aigurande schicken, damit er einige Tage bei seinem früheren Herrn zubringen sollte; aber Franz wollte nicht, daß Mariette das, was Magdalena fortwährend vermuthete, glauben sollte. Er zeigte nicht den geringsten Verdruß in ihrer Gegenwart; er sprach freundschaftlich mit ihrem Bräutigam und wenn er Severa unterwegs begegnete, so scherzte er mit ihr, um ihr zu zeigen, daß er sie nicht fürchtete. An der Hochzeit wollte er durchaus Theil nehmen, und da es ihm recht lieb war, daß dieses Mädchen aus dem Hause kam und Magdalena von ihrer schlechten Freundschaft befreit würde, so kam es keinem Menschen in den Sinn, daß er jemals ein Auge auf sie geworfen hätte. Magdalena selbst fing an, die Wahrheit zu glauben, oder wenigstens daß er sich getröstet habe. Sie nahm mit ihrer gewöhnlichen Gutherzigkeit Abschied von Marietten, da aber dieses junge Ding wegen des Champi einen Groll auf sie geworfen hatte, so sah sie wohl, daß es ihr nicht schwer wurde, sich von ihr zu trennen. Die gute Magdalena, welche schon an den Kummer gewöhnt war, weinte über Mariettens schlechten Charakter und empfahl sie dem lieben Gott.

Als etwa acht Tage vergangen waren, sagte Franz plötzlich zu ihr, daß er in Aigurande etwas zu thun habe und auf fünf oder sechs Tage dahin gehen wollte, worüber sie sich nicht wunderte und sich sogar freute; sie dachte, daß diese Veränderung seiner Gesundheit zuträglich seyn würde, denn sie glaubte gewiß, er sey krank, weil er seinen Schmerz mit Gewalt unterdrückt hatte.

Was Franz betraf, so vermehrte sich der Kummer, von dem er geheilt zu seyn schien, mit jedem Tage in seinem Herzen. Er konnte an nichts Anderes denken, er mochte schlafen oder wachen, er mochte bei ihr seyn oder nicht, so

war Magdalena immer in seinen Gedanken und vor seinen Augen. Zwar hatte er in seinem ganzen Leben sie immer geliebt und stets an sie gedacht; aber vorher war dieser Gedanke seine Freude und sein Trost gewesen, und jetzt machte er ihn unglücklich und betrübt. So lange er nichts als ihr Sohn und ihr Freund gewesen war, hatte er sich nichts weiter auf der Welt gewünscht; aber die Liebe hatte seine Gedanken verändert und machte ihn unglücklich. Er bildete sich ein, daß sie niemals anderen Sinnes gegen ihn werden könne. Er machte sich Vorwürfe, daß er so jung war, daß sie ihn als einen armen Jungen gekannt und daß er der armen Frau zu viel Sorge und Verdruß gemacht hatte, so daß er für sie nicht ein Gegenstand des Stolzes, sondern nur des Mitleidens seyn konnte. Dabei war sie in seinen Gedanken so schön und so liebenswürdig, so hoch stehend und so wünschenswerth, daß er glaubte, sie sagte es nur, daß sie über die Jugend und Schönheit hinaus sey, um ihm jeden Gedanken an sie zu benehmen.

Indessen fingen Severa und Mariette mit ihrem Anhange an, über Magdalenen herzufallen und sie wegen des Champi öffentlich zu lästern, so daß er fürchtete, dieses Gerede möchte ihr zu Ohren kommen, möchte sie kränken und den Wunsch in ihr rege machen, daß er ihr Haus verlasse. Er wußte, daß sie zu gut war, um es ihm zu sagen, daß sie aber wieder um seinetwillen leiden würde, wie sie schon für ihn gelitten hatte, und er kam daher auf den Gedanken, den Pfarrer von Aigurande deshalb um Rath zu fragen, den er als einen rechtschaffenen und gottesfürchtigen Mann kennen gelernt hatte.

Er ging nach Aigurande, fand aber den Pfarrer nicht zu Hause, denn er war verreist, um den Bischof zu sprechen. Franz ging daher zu Jean Vertaud, um bei ihm zu übernachten, und nahm dessen Einladung an,

wenige Tage bei ihm zu bleiben, bis der Herr Pfarrer zurückkommen würde.

Er fand den braven Vertaud immer noch so gut und freundschaftlich gegen ihn wie früher, und seine Tochter Jeannette im Begriff, sich mit einem für sie passenden Manne zu verheiraten, den sie aber mehr aus Ueberlegung als aus Liebe nahm; doch hatte sie zum Glück mehr Achtung als Widerwillen gegen ihn. Franz war daher nicht mehr so verlegen in ihrer Gegenwart als früher, und da der nächste Tag ein Sonntag war, sprach er lange mit ihr und bewies ihr sein Vertrauen, indem er ihr erzählte, wie nützlich er zu seiner großen Freude Magdalenen hatte werden können.

Es gab ein Wort das andere, und Jeannette, der es nicht an Scharfsinn fehlte, sah bald, daß diese Liebe dem Champi mehr zu schaffen machte als er eingestand. Plötzlich ergriff sie seine Hand und sagte zu ihm:

»Ihr solltet mir nichts verschweigen, Franz; ich bin jetzt ganz ruhig und Ihr seht, ich schäme mich nicht, Euch zu sagen, daß ich mehr an Euch gedacht habe als Ihr an mich. Ihr wußtet es, aber Ihr wolltet nichts davon wissen; Ihr wolltet mich nicht betrügen und habt Euch nicht vom Gelde verführen lassen, etwas zu thun, was viele Andere an Eurer Stelle gethan haben würden. Wegen dieses Benehmens und wegen der Treue, die Ihr einer Frau bewahrt habt, die Ihr über Alles liebtet, schätze ich Euch, und anstatt das was ich für Euch gefühlt habe, zu verläugnen, macht es mir Freude, mich daran zu erinnern. Ich hoffe, daß Ihr mich deshalb nicht weniger achten werdet, weil ich es Euch sage, und daß Ihr mir die Gerechtigkeit widerfahren lasset, zu glauben, daß Eure Rechtlichkeit weder Verdruß noch Groll in mir geweckt hat. Ich will Euch noch einen größeren Beweis davon geben, in-

dem ich Euch ganz offen sage, was ich von der Sache denke. Ihr liebet Magdalena Blanchet nicht wie eine Mutter, sondern nicht anders wie eine junge und hübsche Frau, deren Mann Ihr seyn möchtet.«

»O ja, ich liebe sie wie eine Mutter,« rief Franz, indem er roth wurde wie ein Mädchen, »und mein Herz ist voll Hochachtnng für sie.«

»Ich zweifle nicht daran,« erwiederte Jeannette; »aber Ihr liebet sie auf doppelte Art, denn Euer Gesicht verräth die eine, während Eure Worte die andere aussprechen. Ihr wollt Ihr nicht sagen, Franz, was Ihr auch mir nicht eingestehen wollt, und Ihr wißt nicht, ob sie Eure beiden Arten von Liebe erwiedern kann.«

Jeannette Vertaud sprach so sanft, so verständig und blickte Franz mit einer Miene so aufrichtiger Freundschaft an, daß er sie unmöglich belügen konnte. Er drückte ihr die Hand und versicherte ihr, daß er sie wie seine Schwester betrachte und daß sie die einzige Person in der Welt sey, zu der er so viel Vertrauen habe, um ihr sein Herz zu öffnen.

Jeannette that hierauf noch verschiedene Fragen an ihn und er antwortete ihr mit Aufrichtigkeit und Zuversicht. Dann sagte sie zu ihm:

»Ich weiß jetzt Alles, lieber Franz. Ich kann zwar nicht wissen, was Magdalena Blanchet davon denken wird; aber das sehe ich ein, daß Ihr noch zehn Jahre bei Ihr bleiben könnt, ohne den Muth zu haben, ihr ein Wort von Eurem Kummer zu sagen. Ich aber werde es in Erfahrung bringen können und werde es Euch dann sagen. Wir wollen Euch morgen nach Hause begleiten, mein Vater und ich, als wollten wir die brave Frau, die unseren guten Franz erzogen hat, kennen lernen und ihr einen freundschaftlichen Besuch machen; Ihr führt dann

den Vater überall herum als wolltet Ihr ihn über dieses und jenes um Rath fragen, und während der Zeit kann ich mit Magdalenen sprechen. Ich werde schon vorsichtig seyn, und werde ihr nicht eher etwas von Euren Absichten sagen als bis ich weiß, was sie denkt.«

Franz wäre am liebsten vor Jeannetten auf die Knie gefallen, um ihr für ihre Gutherzigkeit zu danken. Mit seiner Erlaubniß theilte sie ihrem Vater Alles mit, der gern einwilligte, und am folgenden Morgen machten sich alle Drei auf den Weg; Jeannette setzte sich hinter ihren Vater auf das Pferd, Franz aber war schon eine Stunde früher aufgebrochen, um Magdalenen zu benachrichtigen, daß sie Besuch bekommen sollte.

Beim Untergange der Sonne kam Franz wieder nach Cormouer. Unterwegs traf ihn ein tüchtiger Gewitterguß; aber das war ihm gleichgiltig, denn er hatte die beste Hoffnung auf Jeannettens Freundschaft, und es war ihm viel leichter ums Herz als da er die Mühle verlassen hatte. Der Regen hatte die Gebüsche erfrischt und die Amseln sangen aus vollem Halse, als wollten sie der Sonne danken, daß sie noch einmal durch die Wolken blickte, ehe sie hinter die Anhöhen hinabsank. Die kleinen Vögel flatterten um Franz herum von einem Zweige zum anderen, und ihr lustiges Gezwitscher erfreute ihm das Herz. Er dachte an die Zeit, wo er noch ein kleiner Knabe war und auf den Wiesen herumlief und pfiff, um die Vögel an sich zu locken. Er sah einen schönen Finken, der ihm immer um den Kopf herumflog, als hätte er ihm eine gute Nachricht mitzutheilen, und dabei fiel ihm ein altes Liedchen von einem singenden Finken und seinen Jungen ein, mit dem ihn seine Mutter, die Sabelle, in den Schlaf zu singen pflegte, und das in der alten Sprache seiner Gegend folgendermaßen lautete:

Une pive
Cortive
Anc ses piviots,
Cortiviots,
Livardiots,
S'en va pivant,
Livardiant,
Cortiviant.

Magdalena erwartete ihn nicht so bald zurück. Sie hatte sogar gefürchtet, daß er gar nicht wieder kommen würde, und als sie ihn sah, konnte sie sich nicht enthalten, ihm entgegen zu laufen und ihm um den Hals zu fallen, worüber der Champi so roth wurde, daß sie sich darüber wunderte. Er kündigte ihr den Besuch an, welcher unter Weges war, und damit sie nichts merken sollte, denn es war, als ob er sich eben so sehr fürchtete, errathen zu werden, als ihm das Gegentheil Kummer gemacht haben würde, sagte er ihr, Jean Bertaud habe die Absicht, sich in der Gegend anzukaufen.

Magdalena traf hierauf sogleich Anstalten, um die Familie Bertaud so gut als möglich zu empfangen.

Jeannette kam zuerst ins Haus, während ihr Vater das Pferd in den Stall brachte, und sobald sie Magdalenen sah, fühlte sie sogleich eine herzliche Freundschaft zu ihr, was Magdalena auch erwiederte; sie gaben einander die Hand und umarmten sich dann, gleichsam Beide aus Liebe zu Franz; dann sprachen sie so offen und freundschaftlich mit einander als ob sie schon alte Bekannte wären. Sie waren auch Beide von Herzen gut und Eine der Anderen werth. Jeannette konnte sich zwar eines kleinen Ueberrestes von Kummer nicht erwehren, als sie sah, wie sehr Magdalena von dem Manne geschätzt

wurde, den sie vielleicht noch immer ein wenig liebte; aber sie war deshalb nicht eifersüchtig und sie tröstete sich damit, daß sie etwas Gutes that. Als Magdalena das hübsche, freundliche Mädchen sah, glaubte sie, Jeannette sey es gewesen, die Franz geliebt und um die er sich gegrämt habe, daß sie ihm aber nun zugesagt worden sey und daß sie selbst kam, um es ihr anzukündigen, und darüber war sie ebenfalls nicht eifersüchtig, denn sie hatte nie mit einem anderen Gedanken an Franz gedacht als wenn er ihr eigenes Kind gewesen wäre.

Nach dem Abendessen, als Bertaud, der von der Reise ein wenig ermüdet war, sich schon niedergelegt hatte, ging Jeannette mit Magdalenen vor die Thür, nachdem sie Franz gesagt hatte, er solle sich mit Johannes ein wenig entfernt halten, aber zu ihnen kommen, wenn er sehen würde, daß sie ihre Schürze, die sie von der Seite aufgeschlagen hatte, wieder fallen lassen würde. Sie richtete dann ihren Auftrag so gewissenhaft und so geschickt aus, daß Magdalena gar nicht Zeit hatte, große Einwendungen dagegen zu machen, obgleich sie immer mehr erstaunte, je mehr Jeannette ihr die Sache erklärte. Anfangs glaubte sie, es sey nur ein neuer Beweis von dem guten Herzen ihres Franz, welcher die üble Nachrede zum Schweigen bringen und sich ihr für seine ganze Lebenszeit nützlich machen wollte. Sie wollte sich daher weigern, denn sie glaubte, es sey eine zu große Aufopferung für einen so jungen Mann, eine Frau zu heirathen, welche älter war als er; sie fürchtete, daß er es später bereuen würde, und daß er ihr nicht lange gern und aus freiem Willen würde treu bleiben können. Aber Jeannette versicherte ihr, daß der Champi sie so sehr liebe, daß er seine Ruhe und seine Gesundheit noch darüber verlieren würde.

Magdalena konnte es sich gar nicht denken, denn

sie hatte immer so ordentlich und eingezogen gelebt, hatte sich niemals geputzt, kam fast nie aus dem Hause und hörte keine Schmeicheleien, so daß es ihr gar nicht in den Sinn kam, sie könne noch die Augen eines Mannes auf sich ziehen.

»Da Ihr ihm aber gefallt,« sagte Jeannette, »und da er vor Kummer sterben würde, wenn Ihr Euch weigertet, so werdet Ihr doch gewiß nicht darauf beharren, ihn nicht sehen und das was man Euch sagt, nicht glauben zu wollen. Wenn Ihr das thätet, so müßte der arme Mensch Euch mißfallen und Ihr müßtet ihn nicht glücklich machen wollen.«

»Das saget nicht, Jeannette,« erwiederte Magdalena, »ich habe ihn fast, wo nicht ganz so lieb wie meinen Johannes, und wenn ich errathen hätte, daß er andere Gedanken auf mich hatte, so glaube ich wohl, daß ich in meiner Freundschaft nicht so ruhig gewesen seyn würde. Aber so etwas kam mir gar nicht in den Sinn, und ich bin auch noch so bestürzt darüber, daß ich gar nicht weiß, was ich Euch antworten soll. Ich bitte Euch, laßt mir Zeit, darüber nachzudenken und mich mit ihm zu besprechen, damit ich mich überzeuge, ob es nicht eine bloße flüchtige Laune von ihm ist, oder ob ein Kummer über etwas Anderes bei ihm zum Grunde liegt, oder der Gedanke, daß er eine Pflicht gegen mich erfüllen will, denn das fürchte ich ganz besonders. Er hat mir aber das, was ich für ihn gethan habe, schon genug vergolten, und es wäre zu viel, wenn er mir auch noch seine Freiheit und sein Leben aufopferte, wenn er mich nicht wirklich so liebte, wie Ihr es glaubet.«

Als Jeannette dies hörte, schlug sie ihre Schürze herunter, und Franz, der in der Nähe war und kein Auge von ihr verwendete, kam sogleich herbei und setzte

sich zu ihnen. Jeannette aber bat Johannes, ihr den Brunnen zu zeigen, worauf sie Beide fortgingen und Magdalena mit Franz allein ließen.

Aber Magdalena, welche geglaubt hatte, den Champi ganz ruhig ausfragen zu können, war so ängstlich und verschämt wie ein Mädchen von fünfzehn Jahren, denn nicht das Alter, sondern die Unschuld des Herzens und des Lebens ist der Grund dieser Scham, die so erfreulich zu sehen ist. Auch errieth Franz, als er seine liebe Mutter eben so roth werden und eben so zittern sah, als er es selbst that, daß dieses ein viel günstigeres Zeichen für ihn war als ihr gewöhnliches ruhiges Gesicht. Er ergriff ihre Hand und ihren Arm, aber er war nicht im Stande, ihr ein Wort zu sagen. Als sie aber zitternd aufstand und dem Johannes und Jeannetten nachgehen wollte, hielt er sie gleichsam mit Gewalt zurück, so daß sie bei ihm bleiben mußte, und als Magdalena sah, daß er das Herz hatte, ihr Widerstand zu leisten, wurde es ihr mehr als durch Worte klar, daß es nicht mehr ihr Kind, der Champi war, sondern ihr Liebhaber Franz, der an ihrer Seite ging.

Und als sie ein Stück zusammen gegangen waren, ohne ein Wort zu sprechen, aber ihre Arme so fest verschlungen haltend wie zwei Weinreben, sagte Franz endlich:

»Wir wollen an den Brunnen gehen, dort werde ich vielleicht die Sprache wieder bekommen.«

Am Brunnen fanden sie weder Jeannetten noch Johannes, welche wieder nach Hause gegangen waren. Aber Franz fand den Muth zu sprechen, als er sich erinnerte, daß es hier war, wo er Magdalenen zum ersten Male geseh n und wo er eilf Jahre später von ihr Abschied genommen hatte. Man muß glauben, daß er sehr gut zu sprechen wußte, und daß Magdalena nichts

dagegen einzuwenden fand, denn sie gingen erst um Mitternacht wieder nach Hause, und sie weinte vor Freude und er dankte ihr auf den Knien, daß sie ihn zum Manne nehmen wollte.

Das ist die Geschichte von Franz dem Champi, denn von der Hochzeit erzählen wir weiter nichts, als daß Franz und Magdalena an dem nämlichen Tage in der Kirche von Mers, wie Jeannette in der Kirche von Aigurande getraut wurden, und daß Jean Vertaud darauf bestand, daß Franz mit seiner Frau und Johannes, dem die Sache herzliche Freude machte, und mit allen ihren Freunden, Bekannten und Verwandten bei ihm eine Nachhochzeit feierten, bei der es fröhlicher und herzlicher zuging, als man seit langer Zeit in der Gegend erlebt hatte.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

dagegen eingewendet hatte; denn sie gingen erst um Mitternacht wieder nach Hause, und sie weinte vor Freude und er dankte ihr auf den Knieen, daß sie ihn zum Mann nehmen wollte.

Das ist die Geschichte von Franz dem Spinner, denn von der Hochzeit erzähle ich weiter nichts, als daß Franz und Magdalena an dem nämlichen Tage in der Kirche von Maros, wie Jeannette in der Kirche von Aiguranne getraut wurden, und daß Jean Bertrand darauf schwur, daß Franz mit seiner Frau und Johannes, dem die Sache herzliche Freude machte, und mit allen ihren Freunden, Bekannten und Verwandten bei ihm eine Nachhochzeit feierten, bei der es fröhlicher und herzlicher zuging, als man seit langer Zeit in der Gegend erlebt hatte.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sand, George,

Franz der Champi Von Georges Sand. Uebersetzt von L. Fort

Pest, Leipzig 1848

P.o.gall. 2560 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101066-3